

Vergißeinnicht 1910

6 (1910)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 6.

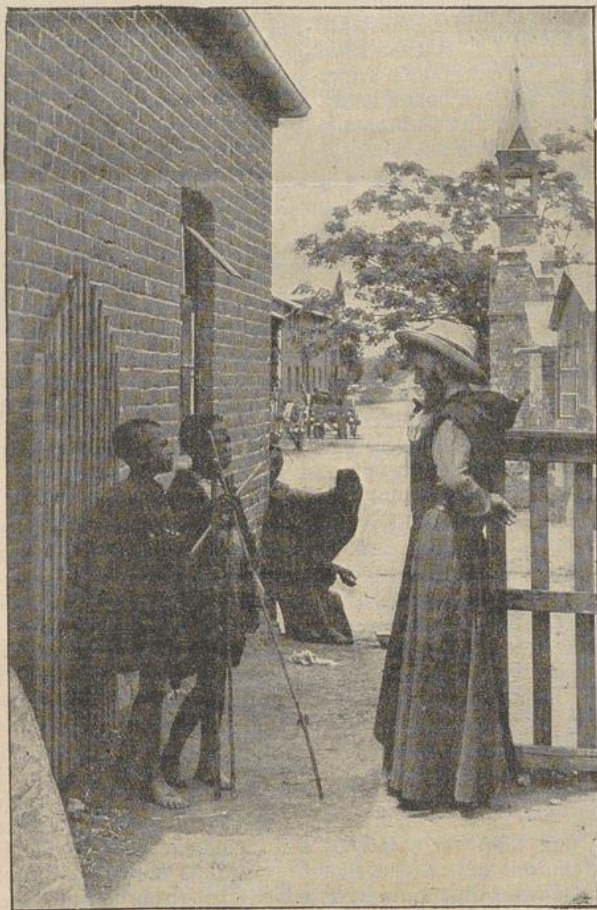
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Juni 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Br. Gosbert, Hauschaffner,
fertigt zwei Kaffernknaben an der kleinen Pforte ab.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Das Opfer.

Stand, von Rosenlicht umkränzt,
Einst ein Kreuz am Wegesrand,
Und ein Mägdlein kam gegangen,
Sah das maitensöhne Land.

„D, mit Rosen will ich krönen,
Sprach es, „meine Stirne heut;
Sind sie doch ein treues Bildnis
Wonnevoller Jugendzeit.“

Und es neigt sich ins Gezweige,
Dorthin, wo's die schönsten gab;
Da erklang vom Christusbilde
Ernst und vorwurfsvoll herab:

„Ach, du sinnst auf eitle Zierde,
Und ich hänge sterbend hier;
Willst Dein Haupt mit Rosen schmücken
Und die Dornen läßt Du mir!“

Tief betroffen stand das Mägdlein,
Legt den Blütenkranz aufs Feld
— Unentweihter Jugendgabe —
Und verläßt den Glanz der Welt.

L. W., S. J.

Christbescherung in unserer Dorfschule.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Czenstochau. — „Weihnachten“, — welch selige Wonne zaubert doch dies eine Wort in alle Kinderherzen hinein! Zu keiner Zeit das ganze Jahr hindurch zeigen sich die Segnungen des Christentums in höherem Grade als gerade um Weihnachten. Da bringt das liebe Christkind Freude und Frieden vom Himmel hernieder und kettet die einzelnen Familienglieder auf's neue gar innig zusammen. Den Kindern wird die Liebe, welche die Eltern und Erzieher zu ihnen tragen, fast handgreiflich und diese hinwiederum begeistern sich an der Freude und dem Danke ihrer Kinder zu neuen Opfern.

Im Missionsleben aber erscheint uns diese Freude noch reiner und vergeistigter, als in der einzelnen Familie. Wenn man da vor dem Christbaume steht und sieht, wie diese schwarzen Kleinen förmlich hungern nach dem wahren ewigen Glück, und wenn man anderseits aus trauriger Erfahrung weiß, wie weit noch so viele Kinder von diesem wahren Glück entfernt sind, da weckt die Liebe zum Christkind neuerdings im Herzen das stille Gelöbniß, auszuhalten in seinem schönen schweren Berufe und mutig die Opfer auf sich zu nehmen, welche die Rettung unsterblicher Seelen erfordert. . . .

Doch nun zur Christbescherung! Auf der Missionsstation selbst fand dieselbe am hl. Abend, mit Eintritt der Dunkelheit statt. In jeder Schule war ein schmucker Christbaum aufgestellt, um den sich die Kinder in staunender Ehrfurcht mit ihren Lehrern und Lehrerinnen, sowie den ehrw. Brüdern und Schwestern versammelten. Überall sah man erleuchtete Fenster und hörte man hellen Kinderjubiläum, vermischt mit frommen Weihnachtsliedern. Bis zum Schlafengehen wurde dem lieben Christkindlein durch Gesang und Gebet gehuldigt. Die Geschenke, die unter dem Christbaum lagen, waren einfach und nicht gar zahlreich; doch ein Kinderherz ist genügsam, und unsere schwarzen Kleinen empfangen sie mit Entzücken. Unsere größeren Kinder aber, sowie eine überaus große Menge der erwachsenen Neubekehrten empfangen am hochheiligen Weihnachtsfeste die hl. Kommunion; und dies bleibt immer die schönste Art und Weise, Weihnachten im Geiste und in der Wahrheit zu feiern.

Draußen in unserer Dorfschule, von der ich unsern geehrten Lesern schon so oft erzählte, sollte die Christbescherung erst am Feste des hl. Johannes stattfinden. Schon in aller Frühe kamen unsere lieben Kleinen daher, stellten sich vor dem Schullokale auf und harrten mit Spannung des Augenblicks, da die schon seit mehreren Tagen so geheimnisvoll verschlossene Schultüre sich öffnen würde. Der Hochw. P. Superior, P. Innoc. Buchner, der eben zum Besuche hier weilende Hochw. P. Baldwin Reiner, der Missionär Rev. P. Em. Hanish, P. Benno, der Leiter unserer Knabenschule und die beiden Brüder Schaffner von Czenstochau, Br. Meinrad und Br. Leodegar, waren ebenfalls zur Christbescherung erschienen, eine Ehre, auf welche meine lieben Schulkinder nicht wenig stolz waren.

Außerdem waren da: unsere ehrw. Schwester Oberin, Schw. Rosa und sämtliche Lehrschwestern der Station Czenstochau. Wahrlich zu viel der Ehre für unsere arme Tageschule. Nur eines bedauerten unsere Kinder und wir alle sehr, daß es uns nämlich nicht vergönnt war, unsern teuren Hochwürdigsten Herrn Propst Gerard Wolpert in unserer Mitte zu haben. Seine Anwesenheit hätte die allgemeine Freude noch wesentlich erhöht.

Endlich öffnete sich das Schullokale; die Kinder, 40 Knaben und 54 Mädchen, traten ein und nahmen dichtgedrängt in den Bänken Platz. Völl Staunen und Bewunderung waren ihre glänzend schwarzen Augen nach vorne gerichtet, wo auf dem Katheder unter Kerzen und frischem Blumenschmuck ein holdes Jesukindlein stand, das segnend die Hände erhoben hatte. Hinter dem Jesukind standen auf einigen Stufen drei weißgekleidete Mädchen im Alter von 7 bis 8 Jahren, während 2 größere Schulumädchen im Alter von 12 bis 13 Jahren sich rechts und links vom Christkindlein im Vordergrund postiert hatten. Sie waren ebenfalls als Engel gekleidet, hatten weiße Flügel an den Schultern und trugen ein golbschimmerndes Papierdiadem auf der Stirne.

Rings um das Altärchen lagen auf Abstufungen die Christgeschenke für die armen Kinder meiner Tageschule, die mir unsere edlen Wohltäter, lauter Vergißmeinnichtleser, geschickt hatten. Das liebe Christkind muß die Kinder unserer Dorfschule besonders gern haben, denn es hat ihnen gar viele Kleidchen und Stoffreste geschickt. Durch die Sam-

meistelle in Köln kamen schon fertiggestellte Kleiderchen und gute Stoffe, desgleichen erschien von Würzburg manch hochwillkommene Sendung. Ein edler Herr aus Herzogenbusch, sowie eine Amerikanerin sandte Geld für Knabenanzüge; es kam gerade recht, denn viele unserer Buben hätten sonst nichts bekommen. Kurz, die diesjährige Christbescherung war für unsere armen Kinder reichlich zubemessen, und die Freude der schwarzen Kleinen kannte keine Grenzen.

Nachdem die Kinder ihr erstes Weihnachtsliedchen gesungen, traten zwei Mädchen von 10 Jahren, ein Knabe von zwölf, und ein kleines sechsjähriges Mädchen vor. Sie begannen unter sich ein kindliches Zwiegespräch, klagten über ihre Armut und sprachen von ihrer Hoffnung auf das liebe Christkindlein.

Christkindlein nieder und verrichteten zusammen ein innig-frommes Dankgebet.

Dieses kindlich einfache Festspiel brachte den schwarzen Schulkindern, welche demselben mit gespanntester Aufmerksamkeit gelauscht hatten, erst die tiefere Bedeutung der Christbescherung zum Verständnis.

Nun sangen sie abermals zusammen ein frommes Weihnachtslied und hierauf rief ich meine von dem ganzen Vorgang tief bewegten Kinder einzeln beim Namen auf; jedes nahte sich dem Altärchen, wo das Jesuskindlein stand und empfing hier seine Gabe.

Mit artiger Verbeugung schritten sie durch die Reihe der ehrw. Schwestern an den hochw. Vätern vorbei und kehrten sodann an ihre Plätze zurück. Hätten doch alle unsere geehrten Wohltäter, die zu dieser



Rast der Chor-Religiosen bei einem Spaziergang.

Da hub plötzlich ein Engel zu reden an und wies auf die reichen Geschenke hin und auf das göttliche Kind, das ihnen dieselben gebracht. Auf die kindlich naive Frage der Kleinsten, ob wohl die schönen Sachen alle direkt vom Himmel kämen, erklärte ihnen der Engel, daß ihnen das alles von ihren Missionären und Schwestern geschenkt werde, und betonte dabei die Liebe und Aufopferung ihrer geistlichen Lehrer und Lehrerinnen.

Auf die erstaunte Frage des Knaben: „Woher nehmen doch unsere guten Väter und Mütter die vielen Sachen her, sie, die aus Liebe zu Gott die Heimat und alles verlassen haben und kein irdisches Gut besitzen?“ begann der zweite Engel von der Liebe und dem Opfersinn der edelgesinnten Wohltäter drüben überm großen Weltmeer zu reden. Diese hätten für die kleinen Schwarzen Afrikas soviel gesammelt, genäht und gespendet. Dafür erwarteten sie nun aber auch, daß dieselben recht fromm und brav blieben und fleißig für sie beteten.

Da knieten die fünf Kinder sofort vor dem

Christbescherung irgend etwas beigetragen, Zeugen des rührenden Aktes sein können! Sie hätten sich sicherlich für ihre Opferspende reich belohnt erachtet. Von den kleineren Mädchen, im Alter von 6—12 Jahren, bekam jedes ein einfaches Flügelkleidchen; die größeren, 12 bis 16jährigen erhielten eine Bluse. Jeder Knabe wurde mit einem Höschen bedacht; besonders brave und fleißige Knaben erhielten auch noch eine Jacke dazu. Einzelne erhielten auch hübsche, von Wohltätern gespendete Mützen, die aus lauter bunten Flecken zusammengenäht waren. Kaum hatte das letzte Kind seine Gabe in Empfang genommen, da brach die Freude in hellem Jubel los, und das Tanzen, Springen und Singen wollte kein Ende nehmen.

Uebrigens war damit die ergreifende Christbescherung noch nicht zum vollen Abschluß gelangt, denn auch die ganz Kleinen, im benachbarten Kindergarten, hatten sich zum gleichen Zweck versammelt. Auch viele Mütter waren da zugegen und trugen ihre Lieblinge auf den Armen. In einem Lokale der Kinderbewahranstalt stand ein großer Christbaum, und

daneben lagen auf Bänken die buntfarbigen Geschenke; meist Kleidchen, die aus allerlei Stoffresten zusammengefügt waren.

Drei kleine, als Engeln gekleidete Mädchen knieten mit schön gefalteten Händchen vor dem lieben Jesuskinde und sagten ihm ihr Sprüchlein auf. Die übrigen 2—5jährigen Buben und Mädchen aber standen tiefergriffen da und blickten staunend auf die schönen weißen Engeln und das liebe Christkind in der Krippe.

Nachdem auch von ihnen jedes seine Gabe erhalten hatte, eilten sie jubelnd hinaus in den Hofraum und machten durch Springen und Singen dem über-vollen Herzen Luft. Die größeren Schulkinder, die sich ihnen ebenfalls zugesellten, versammelten sich auch noch vor unserer Lourdes-Grotte und beteten und sangen da aus dankerfülltem Herzen für ihre guten Wohltäter. Nachdem sie sich zum Schlusse noch den priesterlichen Segen geholt, eilten sie, die geschenkten Kleidchen hoch in der Luft schwingend, nach Hause und verkündeten jedem Vorübergehenden die Freude, die ihnen geworden.

Die Mütter der Kleinen aber wußten nicht, wie sie der Schw. Ludovika, der Mutter im Kindergarten, gebührend danken sollten. Desgleichen kamen an diesem und dem folgenden Tage viele Eltern auch zu mir und waren voll des Lobes und des Dankes für all das, was wir ihren Kindern getan.

Ich selbst aber sage allen den hochgeehrten Wohltätern, die mir zu dieser schönen Christbescherung verholfen, ein recht inniges, tausendfaches „Vergelt's Gott!“ Nun können unsere lieben Kleinen, zumal die Knaben wieder anständig in die Kirche und Schule kommen; denn viele von ihnen liefen bisher im bloßen Hemd umher. Möge das liebe Christkind alle segnen, die uns Gutes getan; und haben unsere Gönner und Wohltäter selber Kinder, so füge ich bei: „Gott vergelte es ihnen an ihren Kindern!“

Wie die Schwarzen bildliche Darstellungen beurteilen.

Von Hochw. P. Sixtus Witteskind, O. M. M.

Reichenau. — Verschiedene Missionsarbeiten führten mich eines Tages wieder nach unserer kleinen Filiale St. Emanuel. Dasselbst traf ich mit zwei schwarzen Wanderern zusammen, von denen namentlich der jüngere sehr gesprächig war. Ich lenkte die Rede bald auf den Glauben und die Befehrung zum Christentum über — die beiden Kaffern waren nämlich Stodheiden — und führte sie, um ihre Neugierde noch mehr zu wecken, in unsere niedliche Kapelle.

Hier zeigte ich ihnen zunächst eine Anzahl biblischer Darstellungen, die ihr Interesse in hohem Grade weckten; darauf führte ich sie in der Kapelle umher und machte sie namentlich auf die Kreuzwegstationen aufmerksam, die an den Wänden hingen. Sie bekundeten mit dem armen, so schmächtig mißhandelten Heiland großes Mitleid, sprachen dagegen offen ihren Unwillen und Abscheu gegen seine Peiniger aus. „Was sind denn das für böse ruchlose Kerl hier, die den armen, unschuldigen Mann so peinigen und kreuzigen?“ frugen sie. Ich beschränkte mich darauf, ihnen zu sagen, daß es die Juden gewesen, die den Herrn gekreuzigt hätten, da diesen Heiden gegenüber jede weitere Erklärung unverständlich und daher nutzlos gewesen wäre.

Zuletzt ging ich mit ihnen zum Altare, über dessen Mitte eine große Herz-Jesu-Statue angebracht ist, während rechts und links davon 2 kleinere Statuen, den hl. Antonius und den hl. Franziskus Xaverius darstellend, zu sehen sind. „Ha“, sagten sie, „das sind aber schöne Leute! Namentlich der Mann in der Mitte, der ist besonders schön! Und der da, mit dem Kindlein auf dem Arm, ist auch recht hübsch“, sagten sie, voll Staunen den hl. Antonius betrachtend. Dann wandten sie sich zum hl. Franziskus Xaverius und zollten auch ihm ihre Anerkennung.

Doch plötzlich verfinstert sich das Gesicht des Jüngern, der das große Wort führte, während der andere fleißig sekundierte. „Aber was ist denn das da?“ fragt er, auf den Täufling zu Füßen des Apostels von Indien deutend. „Hau, ist aber das eine häßliche Frage! Sag mir doch, wer ist denn das?“

Ich erwiderte ihm, das sei ein Kaffernknabe. — Nun war es aber vollends aus. „Geh mir weg!“ rief er entrüstet aus. „Wie, das soll ein Kaffernknabe sein? Niemals! Schau nur die dicken, starken Beine an; solche Beine hat kein Knabe; das ist ein Mann! Und was für Augen der Mensch hat“, philosophierte er weiter, „habt ihr jemals einen Menschen mit solchen Augen gesehen? Der hat kein gutes Gewissen, und ist obendrein ein elender Dackelhäuser! Sieh nur, wie er sich duckt, und wie er sich krümmt! Nein, so eine Zammergestalt ist mir doch nie unter's Gesicht gekommen. Dem Kerl wollte ich nicht irgendwo allein begegnen. Ist nur schade“, fuhr er nach einer Weile fort, „diese häßliche Gestalt verdirbt die ganze Geschichte.“ Dabei schaute er wieder zur Herz-Jesu-Statue und zu den beiden Heiligenfiguren auf und begann neuerdings seines Lobeserhebungen über deren Schönheit.

Beim Weggehen drehte er sich nochmals um, warf einen Blick voll Verachtung auf den bösen Kerl mit dem schlechten Gewissen und bedauerte nur, daß man so einem Menschen einen Platz über dem Altare habe einräumen können.

Eröffnung der St. Barbara-Schule in Triashill.

Von Br. Flavian, O. M. M.

Wie schon in der Mai-Nummer des Bergischmeinen nicht angedeutet, hatte Abt Propst Gerard gelegentlich seiner ersten Visitation dahier beschloffen, daß sobald wie möglich auch außerhalb Triashill einige Tagesschulen errichtet werden sollten, damit auch die in bedeutender Entfernung wohnenden Eingeborenen Gelegenheit hätten, ihren Kindern die Wohltat eines christlichen Unterrichtes zukommen zu lassen.

Einer dieser Außenposten nun führt den Namen St. Barbara-Schule. Den Bauplatz hiefür hatte schon geraume Zeit zuvor Br. Aegidius, unser eifriger Katechet, entdeckt. Am 7. Dezember 1909 aber zog er mit zwei schwarzen Arbeitern dorthin, um den Bau in Angriff zu nehmen. Die neue Schule ist 2½ Wegstunden von Triashill entfernt, und die ganze Gegend ringsum überaus stark bevölkert.

Am 8. Dezember, also am schönen Fest Mariä Empfängnis, dessen Feier aber dahier auf den folgenden Sonntag verlegt ist, begab ich mich selbst mit noch zwei schwarzen Arbeitern dorthin, um beim Bau behilflich zu sein. Es mochte etwa 11 Uhr vormittags sein, als ich ankam. Ich fand Br. Aegidius und eine

Menge Eingeborener, die aus den benachbarten Kraals herbeigeeilt waren, eifrigst mit Steintragen beschäftigt. Der Bauplatz war schon rein gemacht, und ich konnte sofort mit dem Ausstecken der Grundmauern beginnen. Als wir mit Sonnenuntergang Feierabend machten, waren schon rings herum die großen Fundamentsteine eingesetzt. Desgleichen ging's am nächsten Tag in aller Frühe an die Arbeit, denn bis Weihnachten sollte der Rohbau fertig sein. So ging es eifrig fort bis Freitag nachmittag. Da stellten wir die Arbeit ein und wanderten zusammen nach Triashill zurück, um uns am kommenden Sonntag wieder geistig zu erneuern, denn wir waren die Woche über ohne hl. Messe und Kommunion gewesen. Im Missionsleben muß man sich auch an solche Opfer gewöhnen, zumal bei Neugründungen, wo es in der Regel an Missionspersonal fehlt und für alles erst Mittel und Weg geschaffen werden muß.

Am Montag nahmen wir die Arbeit neuerdings in Angriff, und am 22. Dezember, also kurz vor Weihnachten, standen die Mauern fertig da und harrten der Bedachung. Die Seitenwände sind 9 Fuß hoch, die Länge der Schule beträgt 50 Fuß, die Breite 18. Da die neue Schule voraussichtlich auch als Kapelle dienen muß, gaben wir dem vordern Teil, wo der Altar zu stehen kommt, eine halbrunde Form. Sechs große Fenster sorgen fürs nötige Licht. Der ganze Bau wurde, wie schon angedeutet, aus rohen Bruchsteinen hergestellt. An Arbeitskräften fehlte es uns nicht, denn fast jeden Tag kamen neue Gehilfen, etwa 20 robuste Männer aus den umliegenden Kraals, und wälzten im Schweiße ihres An-

gesichtes mächtige Steinblöcke herbei, während die Frauen in großen runden Krügen, die sie auf dem Kopfe trugen, Wasser für den Bau herbeischafften. Kurz, der Eifer, den diese Schwarzen beim Bau ihrer neuen Schule und Kapelle an den Tag legten, ver-



Einige Kaffernweiber am Fluß, um Wasser zu holen.

dient das vollste Lob.

Da wir, wie gesagt, die ganze Woche über auf dem Bauplatz blieben, und nur zur Feier des Sonntags nach Triashill zurückkehrten, mußten wir da selbst auch für ein Nachtquartier sorgen. Letz-

teres fanden wir, eine Viertelstunde vom Bauplatz entfernt, in zwei alten, dem Einsturze nahen Hütten, die früher einem schwarzen, wesleyanischen Lehrer gehört hatten, der aber inzwischen fortgezogen war. Sie boten gerade hinreichenden Platz für uns zwei Brüder, und die vier schwarzen Arbeiter, die wir von Triashill mitgebracht hatten. In einer Ecke stand eine aus Stecken und dichtem Schilf zusammengestellte Bettstelle; sie war ein Erbstück aus alter Zeit; eine zweite ähnlichen Stiles konstruierte ich eigenhändig zusammen, und darin schliefen wir wie die Fürsten.

Nur einmal wurde unsere süße Nachtruhe unliebsam gestört. Das kam so: Montag, den 13. Dezember 1909, setzte ein starker Regen ein, der mit zeitweiligen Gewittern die ganze Nacht hindurch anhielt. Nun waren aber die Dächer unserer beiden Hütten arg durchlöchert, und der Regen kam von allen Seiten herein. Gerade über meiner Bettstelle war's besonders schlimm. Es war schon Mitternacht, und ich hatte noch kein Auge zugeblinzt, dagegen waren meine Kleider vom Regen ganz naß. In der Not nehme ich meine Decke und krieche damit unter die Bettstelle, in der Hoffnung, so wenigstens ein paar Stunden gemütlich ruhen, wenn auch nicht schlafen zu können. Pure Täuschung! Der Regen fand mich auch dort, und bald hatte ich in dem aufgeweichten Boden ein Gefühl, als läge ich in einem nassen Graben. Ich raffte mich daher auf und eilte in die zweite Hütte, die uns als Küche diente. Sie ist bloß sechs Fuß lang und sechs Fuß breit und hat in der Mitte als Rauchfang ein Loch. Da regnete es zwar auch noch ganz gehörig herein, allein mein Schlafbedürfnis war inzwischen so groß geworden, daß ich mich einfach aufs rechte Ohr legte und durch nichts mehr stören ließ, am wenigsten durch ein eigen tümliches Krabbeln und Krabbeln, das mir die halbe Nacht hindurch über's Gesicht lief.

Es war schon ziemlich hell, als ich aufstand. Da ist es mir abermals, als laufe mir etwas übers Gesicht. Ich fange an zu wischen und zu schlagen; da fallen mir weiße Ameisen in Menge vom Kopf! Noch mehr: das rechte Ohr, auf dem ich so fest geschlafen, war mir von den fleißigen Tierchen ganz zugemauert! Ich hatte eine gute Viertelstunde zu tun, bis ich das Ohr wieder ganz frei davon hatte. Bekanntlich sind die weißen Ameisen bei Regenwetter besonders eifrig an der Arbeit, und ich denke mir, sie haben bloß deshalb mein Ohr verbaut, damit ich nicht länger durch das heftige Rollen des Donners in meinem Schlafe gestört würde. Der weise Salomon sagt zwar, es gäbe nichts Neues unter der Sonne, und hat damit sicherlich recht; mir jedoch war dieses nächtliche Vermauern des einen Ohres immerhin etwas Neues. —

Später, zwischen Weihnachten und Neujahr, machte ich mit meinen vier schwarzen Burschen den Dachstuhl. Das Holz dazu fällten wir im nahen Busch; manches Stück, das mir die guten Schwarzen zutrug, war allerdings so schief und krumm, daß ich meine liebe Not hatte, damit zurecht zu kommen. Dazu fehlte es auch noch am nötigen Deckgras; doch da traten Weiber und Mädchen helfend ein, und als es noch nicht reichen wollte, eilte ich selbst durch die verschiedenen Kraals, um noch da und dort ein Bündel Deckgras ausfindig zu machen. Schließlich brachten wir davon doch so viel zusammen, daß der Bau mit knapper Not eingedeckt werden konnte. Vom

Verputz war noch keine Rede, trotzdem fingen wir an, darin Unterricht zu erteilen.

Es war Dienstag, den 11. Januar, daß ich, der Reuling, — denn ich war noch kaum ein Vierteljahr in Rhodesia — mich dazu verließ, im Auftrage unseres verehrten Superiors und Missionärs, des Hochw. P. Franz Mayr, den ersten Unterricht zu erteilen. Tags zuvor war ich mit meinen vier Burschen von Triashill nach St. Barbara gegangen; letztere nahm ich vor allem in der Absicht mit, den Leuten, die ja aus lauter Erstlingen bestanden, etwas Singen beizubringen; denn Musik und Gesang bilden ein Hauptelement in der Mission. Zwei der genannten Burschen liefen ferner noch am selben Tag in der ganzen Gegend herum, den Leuten zu sagen, daß sie Dienstag, den 11. Januar, all' ihre Kinder zur Schule schicken sollten.

Tatsächlich kamen am genannten Tag schon in aller Frühe eine Menge großer und kleiner Kinder zusammen; viele waren von ihren Vätern herbeigeführt worden. Die Schule war gedrängt voll, und wohl noch ebenso viele standen draußen. Uebrigens wußte ich recht wohl, daß ich sie nicht alle als meine eigentlichen Schüler ansehen könne; viele von ihnen waren offenbar in der Hoffnung gekommen, daß es bei dieser Schuleröffnung nicht „trocken“ abgehen möge. Doch von solchem Brauch wollte ich aus verschiedenen Gründen nichts wissen, und hielt einfach, als wäre ein gewöhnlicher Schultag, meinen Unterricht. Wer bloß Mamba (Maschonabier) suchte, mochte anderswohin gehen.

Am zweiten Tag legte ich ein Schulregister an. Gegenwärtig (Mitte Januar 1910) habe ich täglich 110 Schüler und darüber, gegen 70 Knaben, den Rest Mädchen. Die Schule beginnt, jetzt im Hochsommer, um 1/28 Uhr, und dauert bis gegen 1/212 Uhr. Dazwischen werden ein paar kleine Pausen gemacht. In der freien Zeit spielen die Knaben fleißig Fußball. Bei Beginn und Schluß des Unterrichtes wird gebetet und werden ein paar frische, kräftige Lieder gesungen. Samstags ist Vakanz.

An den Nachmittagen verputze ich die Schule, oder verrichte sonstige kleine Arbeiten; mit der Zeit gedenke ich auch einen kleinen Garten anzulegen. Freitag nachmittags aber kehre ich zurück nach Triashill, um mich den Sonntag über geistig zu erholen. Doch gehört nicht der ganze Tag mir, denn schon kurz nach dem Hochamt mache ich mich wieder auf den Weg nach St. Barbara. Dort versammeln sich die Leute gegen 2 Uhr nachmittags zu einem kleinen Gottesdienst. Es wird der Rosenkranz gebetet, dann folgen einige religiöse Lieder; auch lese ich das Sonntagsevangelium vor und verbinde damit eine Katechese. Das Ganze dauert etwa 1 1/2 Stunden. Ich bleibe dann gleich über Nacht und beginne am nächsten Tag wieder mit meiner Schule.

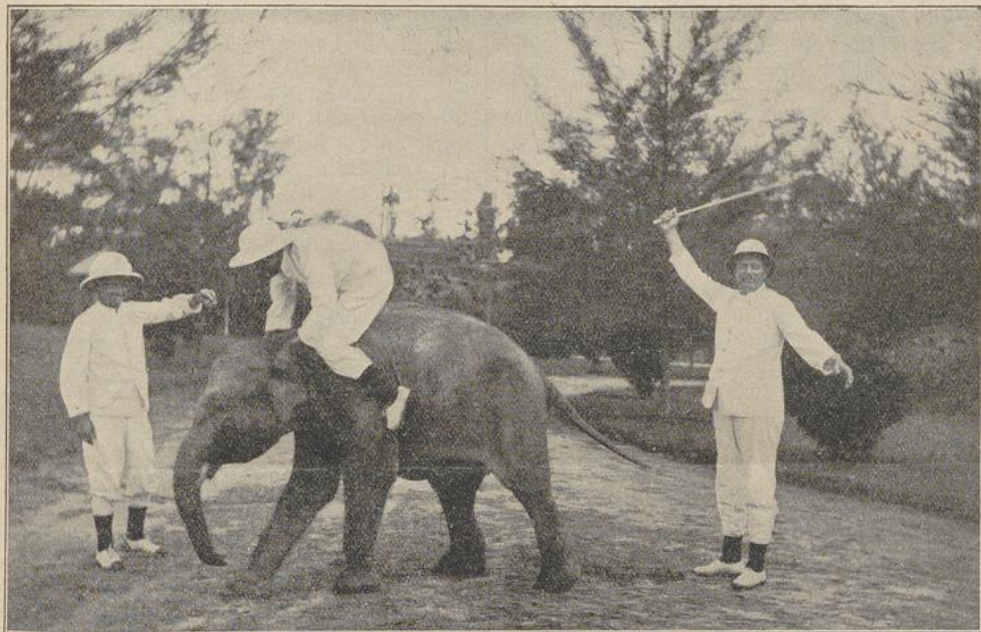
Unsere St. Barbara-Schule weist also schon manche hoffnungsvolle Knospen auf. Gebe Gott, daß sich dieselben mit der Zeit auch zu schönen Blüten und reichen Früchten entwickeln!

Zum Schlusse noch eine kleine Bitte. Findet sich unter den vielen Lesern des „Vergißmichnicht“ keiner, der die Lust in sich fühlt, sich ebenfalls der afrikanischen Mission zu weihen? An Arbeit würde es ihm wahrlich nicht fehlen. Doch, ich weiß, die Gnade des Berufes zum Ordens- und Missionsstande ist selten, dagegen könnten gar viele unserer geehrten Leser

in ihrer Art Hilfsmissionäre werden und können sich so ebenfalls des reichsten Gotteslohnes für sich erachten. Wie dankbar wäre ich z. B., wenn ich für die hiesige Schule eine würdige Statue der heil. Barbara bekommen könnte, oder eine kleine Glocke, um die weit umher wohnenden Schwarzen zur Schule und zum Gottesdienst herbeizurufen, oder wenigstens eine Kiste voll Schreiftafeln mit Griffel. Wer will mir und meinen lieben Schwarzen diese Freude machen? Heute schon will ich mit meinen Kindern anfangen, für den betr. Wohltäter oder die edle Wohltäterin täglich drei Ave Maria zu beten. Den vollen Lohn aber würde Gott auf die Fürbitte der hl. Barbara sicherlich selber geben.

stalt u. großer Gewandtheit zu ihrem Botschafter. Er hat dem Häuptling das Angebinde zu überreichen, und zwar bei einer Gelegenheit, wo jener von seinen Räuten umgeben ist. Kaum hat der Bursche das Geschenk überreicht, so muß er trachten, sich eiligst aus dem Staube zu machen, denn im Nu jagen die Leute des Häuptlings in einem Rudel hinter ihm her. Gelingt ihm die Flucht, so muß der Häuptling Unterhandlungen mit dem Mädchen eröffnen; wird er aber eingeholt, so wird ihm das Präsent auf den Leib gebunden und er muß damit als ein Gegenstand allgemeinen Gelächters zum Kraale des Mädchens zurückwandern.

Doch kehren wir zum ersten Falle zurück: Der junge Mann hat von einem Mädchen ein Geschenk



Eine Reitübung auf dem Elefanten.

Heiraten unter den Kaffern.

(Fortsetzung.)

Geht der Heiratsantrag vom Mädchen selbst, oder von dessen Angehörigen aus, so werden etwas andere Gebräuche beobachtet:

Die heiratsfähige Tochter schießt zunächst dem Manne ihrer Wahl im geheimen einige kleine Schmuckfächer. Tags darauf begeben sich mehrere Verwandte aus der Familie des Mädchens zum Kraal des jungen Mannes. Sie tun vorerst, als wollten sie vorübergehen, machen dann aber doch Halt, scheinbar bloß um Tagesneuigkeiten auszutauschen. Im Laufe der Unterredung läßt einer der emissäre des Mädchens die Bemerkung fallen, er habe von einem Geschenke gehört, das von einem Mädchen hieher geschickt worden sei. Je nach der Antwort, welche nun die Kraalinsassen geben, können die Boten leicht ersehen, ob der junge Mann gesonnen ist, wegen der Heirat weitere Verhandlungen anzuknüpfen, oder nicht. Das vom Mädchen überhandte Geschenk führt den Namen „umlomo“ (Mund.)

Sendet ein Mädchen einem Häuptling ein „umlomo“, so erkauft sie einen Burschen von athletischer Ge-

erhalten und seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben. Was nun? — Jetzt wird von seiten des Mädchens abermals eine Gesandtschaft zum Kraale des Mannes beordert, und zwar sind es diesmal Weiber, welche den Namen „Spione“ führen. Diese Spione geben sich, wenn sie zum Kraale kommen, nicht zu erkennen, doch ist der Zweck ihres Kommens ein öffentliches Geheimnis. Sie werden daher eingeladen, die Nacht über zu bleiben und man weist ihnen eine eigene Hütte an. Hier fangen sie an, über den Kaufpreis der intendierten Braut zu feilschen und zu unterhandeln, bis man endlich zu einer befriedigenden Einigung kommt.

Jetzt erst darf das Mädchen es wagen, selbst zu kommen und sich sehen zu lassen. In ihrer Begleitung ist eine Anzahl junger Männer und Spielinnen, denen jetzt dieselben Räumllichkeiten angewiesen werden, in denen früher die „Spione“ herbergten. Nun muß sich die Heiratskandidatin einer strengen Prüfung unterziehen, zuerst von Seite der Männer, dann von der der Frauen. Sie kniet dabei in der Mitte, und es heißt allgemein, daß dabei die Frauen in ihrer Kritik viel schärfer und schonungsloser zu Werke gehen, als die Männer. Nach der

Musterung, d. h. wenn sie befriedigend ausgefallen läßt das Mädchen abermals ein Geschenk für den Mann zurück, dieser aber schlachtet der Braut zu Ehren einen Ochsen und hält ein Freudenfest gleichsam als Einleitung zur späteren Hochzeit. Ist man aber mit dem Handel nicht zufrieden, so gibt man dem Mädchen einen angezündeten Feuerbrand und bedeutet ihr mit einer energischen Handbewegung, daß kein Feuer für sie im Kraale sei, sich daran zu wärmen. —

Der Kaufpreis für ein Weib beträgt beim gemeinen Volk in der Regel 10 bis 12 Stück Vieh. Ein Chief hat wohl auch 50 bis 100 Stück zu zahlen, je nach seinem Vermögen. Ja, es kam schon vor, daß ein reicher Häuptling in seiner Noblesse das gegebene Vieh gar nicht zählte; er sandte einfach dem Vater seiner Ektorenen eine große Rinderherde zu. Bei ärmeren Leuten wird oft die als „lobola“ festgesetzte Zahl von Ochsen wenigstens teilweise erst nach der Hochzeit eingefordert; auch kann der Mann einen Teil des Viehes zurückbehalten, wenn er sich verbürgt, sein erstes zu hoffendes Töchterchen als Pfand zu stellen. Von rechtswegen aber können die Angehörigen der Braut letztere solange zurückbehalten, bis die ausbedungene Zahl von Kindern abgeliefert ist, was allerdings nicht selten Anlaß zu Unfrieden und häuslichen Streitigkeiten gibt.

Man darf übrigens nicht glauben, daß, nachdem der Kaufpreis für das Weib bezahlt ist, nun alles Gaderens ein Ende sei. Bei der Geburt des ersten Kindes z. B. verlangt der Vater des jungen Weibes vielfach eine Extra-Abgabe von Vieh. Geht ferner von den Kindern, die als „lobola“ gespendet wurden, vor Ablauf des ersten Jahres eines verloren, so muß der Ehemann den Verlust ersetzen. Umgekehrt, stirbt das Weib, noch ehe sie einem Töchterchen das Leben gegeben, so ist der Mann befugt, von deren Vater sein Vieh zurückzufordern; denn die Person war offenbar des Kaufpreises nicht wert. Sie ist nicht angekommen für ihren Teil des Kontraktes und hat es an der ersten und hauptsächlichsten Obliegenheit eines Eheweibes fehlen lassen.

Manchmal wird dem beraubten Ehemann die Schwester des verstorbenen Weibes zugesandt und nur ein geringer Entgelt dafür gefordert, da ja der Handel mit dem ersten Mädchen gar so ungünstig für ihn ausgefallen war. Sollte auch dieses Ersatzweib kinderlos bleiben, so kann der Mann sein Vieh zurückfordern. All das ergibt sich bei den niedern Begriffen, welche die Schwarzen von der Ehe haben, ganz von selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsspiel in Maria-Linden.

Von Schw. Augustine, C. P. S.

Bei Beginn der hl. Adventszeit suchte ich für meine Schule nach einem Bilde von der Geburt Jesu, konnte aber nichts finden, als ein kleines Krippenbild von 7×10". „Immerhin besser als nichts“, dachte ich mir und stellte das Bild im Klassenzimmer auf. Die Kleinen hatten ihre Freude daran, und wiederholt bot mir der Unterrichtsstoff, zumal in der Katechese, Anlaß, sie auf das kommende hohe Fest aufmerksam zu machen und ihnen eine kleine Anleitung zu geben, wie sie sich darauf vorbereiten sollten. Unser Hochw. P. Superior aber, (P. Canisius) hielt mit jenen Kindern, welche noch nicht kommunizieren durften, einen Wiederholungsunterricht über die hl. Weichte. Für den

hl. Abend gab er sich alle Mühe mit den Kindern ein passendes Weihnachtsspiel einzubüben.

Die Bühne befand sich vor der Schule im Freien und war teilweise in die Veranda hineingebaut. Als Kulissen mußten alte Teppiche herhalten, kurz man behalf sich eben mit dem, was man hatte, und schließlich bekam das Ganze doch einen gewissen theatralischen Anstrich.

Leider trat am hl. Christabend Regenwetter ein, und wir fürchteten schon, unser ganzer schöner Plan sei vereitelt. Das Volk jedoch hielt tapfer aus. Es ist nämlich bei den Basutos Sitte, die hl. Nacht unter Gebeten und frommen Gesängen zu durchwachen, ein Gebrauch, der von den französischen Oblatenvätern, die seit vielen Jahrzehnten mit der Mission im benachbarten Basutoland betraut sind, eingeführt wurde. Es war 9 Uhr, und es regnete noch immer; dennoch begannen unsere Spieler ihre Kostüme anzulegen. Eine halbe Stunde später stellte sich endlich bessere Witterung ein, sodaß die Vorstellung gegen 10 Uhr ihren Anfang nehmen konnte.

Das Spiel war einfach und lehnte sich genau an die biblische Geschichte an, aus der auch vor den einzelnen Akten die betr. Abschnitte vorgelesen wurden; die Zwischenpausen waren mit passenden Liedern ausgefüllt. Die Vorstellung wurde eröffnet durch ein „lebendes Bild“: Maria-Verkündigung. Der Hintergrund war weiß; die Mutter Gottes (ein schwarzes Mädchen) in weißem Kleid mit rosenfarbigem Leberwurst kniete, etwas nach vorn geneigt und die Arme mäßig ausgebreitet auf einem Betschemel. Der Engel war in Rosa gekleidet mit weißem Flor-Leberwurst; er war geflügelt, trug eine Krone und stand auf einer Erhöhung. In der Linken hielt er eine Lilie, während die rechte feierlich nach oben zeigte. — Einige unserer Schüler sangen dazu in der Landessprache das schöne Lied: „Tauet Himmel den Gerechten.“ Das Volk aber sah stumm vor Staunen und Bewunderung die ergreifende Szene an.

Den zweiten Akt bildete die Reise Maria und Josephs nach Bethlechem. Die Szenerie war verändert, der weiße Hintergrund war weg, und statt dessen sah man eine ländliche, mit Bäumen bestandene Gegend. Maria und Joseph, seit langem auf der Wanderung begriffen, machen Halt und setzen sich nieder, ein wenig auszuruhen. Während sie ihre Befürchtungen wegen Mangels einer Herberge austauschen, kommen zwei Hirtenknaben des Weges und knüpfen mit ihnen ein Gespräch an, in dem sie bald auf den Erlöser anspielen, auf den nun alles mit Sehnsucht warte. . . . Die Knaben eilen sodann zu ihren Herden zurück; Maria und Joseph aber machen sich auf, für die Nacht eine Herberge zu suchen.

Der dritte Akt zeigte die Hirten auf dem Felde und die Verkündigung der Geburt Christi. Mit lebhafter Begeisterung hing das Volk an der lieblichen Szene; den tiefsten Eindruck machte es aber auf alle, als ein Chor von 12 Engeln mit glockenhellen Stimmen das Gloria in excelsis intonierte. Den Schluß dieses Aktes bildete das lebende Bild: Die Anbetung der Hirten bei der Krippe.

Der folgende Akt zeigte die hl. drei Könige bei Herodes. Sie fragen nach dem neugeborenen König der Juden, dessen Stern sie gesehen im Morgenland; es werden die Priester und Schriftgelehrten gerufen, sie suchen in ihren Rollen und lesen die bedeutsame Stelle: „und du Bethlechem im Lande Juda,

hört keineswegs die geringste unter den gefürsteten Städten". — Herodes ersucht die hl. drei Könige nach dem Kinde in Bethlehem zu suchen und auch ihm Mitteilung zu machen, wenn sie es gefunden.

Später bemerkt Herodes, daß die Weisen ihn umgangen und beschließt daher in höchster Entrüstung den Kindermord. Bald hört man von der Ferne ein Jammergeschrei. Herodes macht darüber boshafte Bemerkungen, wird aber bald von der Strafe Gottes ereilt. Er hat Erscheinungen von bösen Geistern und gebärdet sich wie rasend. Sein Diener Kajus schildert

Tausend Dank!

Von Schw. Edelstrubis, C. P. S.

Reilands. — Als ich im Oktoberheft des „Ver-gesinnungsbuch“ 1909 von Reilands aus einen Notruf erließ an die geehrten Leser und Leserinnen unseres Missionsblattes, dachte ich fürwahr nicht im entferntesten daran, daß sich so viele edle Seelen vereinigen würden, unserer armen Mission zu helfen. Wie soll ich nun den hochherzigen Wohltätern und Wohltäterinnen gebührend danken? In Worten kann ich's nicht;



Ein vergnügtes Kleeblatt.

in einem Monolog das Unglück seines Gebieters und dessen schrecklichen Tod.

Der Schlußakt führte die Zuschauer durch ein lebendes Bild nochmals zur Krippe, wo nun auch die drei Weisen mit ihren Geschenken in Andacht knieten. Die Muttergottes trug über ihrem weißen Kleid einen himmelblauen Ueberwurf, die mit Staniol reich verzierten Kleider und Kronen der Engel funkelten wie die Sterne, das Jesukindlein aber repräsentierte eine hübsche Puppe. Das Kindlein erschien in seinen weißen Windeln auf der mit Stroh gefüllten Krippe so fein und zart, daß die guten Schwarzen ihre helle Freude daran hatten. Sie waren alle ungemein erbaut von all dem vielen Schönen, das sie in dieser hl. Nacht geschaut, und eilten nun voll Freude zur Mitternachts-messe in die Kirche, wo sie dem lieben Jesukinde ihre schönsten Lieder sangen.

ich kann nur im stillen Gott, den Belohner alles Guten, bitten, er möge es allen tausendfach vergelten, die uns irgendwie geholfen. Wir Schwestern beten nach dieser Meinung bei der hl. Messe und der hl. Kommunion, unsere Schulkinder in Saliva aber haben versprochen, täglich nach der Schule drei Ave Maria für die Wohltäter zu beten um Hilfe in all ihren leiblichen und geistigen Anliegen.

Nicht minder dankbar zeigten sich unsere erwachsenen Neuchristen. Hier in Reilands, wo ja die Mehrzahl der Leute schon christlich ist, hat es bei der Verteilung der Kleider Vater unser und Rosenkränze für die lieben Wohltäter nur so geregnet. Ja, die Freude unserer Schwarzen war groß; das konnte ich erst heute wieder recht deutlich sehen. Verschiedene Frauen und Mütter versicherten mir: „Schwestern, wir können gar nicht genug danken, daß wir jetzt, da der

Winter vor der Türe steht, etwas Warmes zum Anziehen haben und nicht mehr zu frieren brauchen.“ So heiß es nämlich in den Sommermonaten, von Oktober bis März, hier in Neilands ist — manchmal biegen sich sogar die Kerzen am Altare und fallen herunter — so bitter kalt ist es zur Winterszeit, wo fast täglich am Morgen der Reif auf den Wiesen liegt, und kleine Wässerchen sich mit einer Eiskruste überziehen. Dazu sind die Schwarzen für die Kälte bedeutend empfindlicher, als wir Europäer.

Besonders erfreulich ist es, daß jetzt am Sonntage die Kinder so fleißig in die Kirche kommen, alle angetan mit den jüngst geschenkten Kleidchen. Weil wir jedoch aus Erfahrung wissen, daß die Leute ihre Kleider viel besser schonen, wenn es ihnen eine gewisse Mühe kostete, dieselben zu erwerben, so verslangen wir dafür irgend eine kleine Gegenleistung. So müssen sie z. B. uns Schwestern helfen, den Mais zu haden, oder verschiedene Gartenarbeiten zu tun. Es hat das verschiedene Vorteile: die Kinder werden dadurch vom Müßiggange abgehalten, zu einer nützlichen Arbeit angeleitet und machen sich überdies der Mission nützlich. Ich bin überzeugt, daß auch unsere geehrten Wohltäter sicherlich damit einverstanden sein werden.

Uebrigens kann ich nicht umhin, hier ein kleines Geschichtchen einzuflechten. Ein schwarzer Knabe von etwa fünf Jahren hatte gehört, daß man bei den Missionschwestern Kleider und Höschen bekomme gegen Arbeit. Sofort eilte auch er zur Station und stellte sich in Positur. Auf die Frage, was er hier wolle, gab er die prompte Antwort: „Ich will arbeiten für eine Hose. Ich bin ein Knabe und will keine Kleidchen mehr anziehen, wie die Mädchen!“ Natürlich bekam der kleine Wicht ein Höschen ohne Arbeit.

Mögen sich ferner unsere geehrten Wohltäter nicht wundern, daß ich sie mit einem Dank so lange warten ließ. Die Briefen kamen nämlich erst im Januar hier an, obschon sie schon bedeutend früher angemeldet waren, und bis andererseits dieses mein Schreiben im Bergischmeinnicht veröffentlicht werden kann, vergehen wiederum mehrere Monate.

Besonders herzlichen Dank sage ich auch noch für die lieben Briefchen, die vielfach in den Paketen waren. Jene, bei denen ich die Adresse herausfinden konnte, will ich auch direkt beantworten. Ein Brief aus Theilheim (?) wurde leider auf der Schifffahrt arg mitgenommen und gerade da, wo die Adresse stand, war aus dem Briefe ein ganzes Stück herausgewetzt. Wäre die edle Frau willens, mir noch einmal zu schreiben, so würde ich ihr mit Freuden eine Antwort senden.

Auch von Amerika, aus Milwaukee, ist eine Kiste angekommen, und unsere verehrten Obern gingen mit aller Bereitwilligkeit auf das Ersuchen ein, die angegebenen Namen bei der nächsten Taufe den Täuflingen zu geben.

Am weißen Sonntag gehen neun unserer Kinder, vier Knaben und fünf Mädchen, zur ersten hl. Kommunion. Wir werden nicht ermangeln, sie auch zu eifrigem Gebete für unsere lieben Wohltäter anzuhalten. Vielleicht gelingt es uns, von denselben eine Photographie aufzunehmen, damit unsere Freunde und Gönner Gelegenheit haben, sie in einer späteren Nummer des „Bergischmeinnicht“ mit den neuen geschenkten Kleidern zu sehen.

Zum Schlusse versichere ich noch einmal: die milden Gaben haben auf unserer ganzen Missionsstation eine unbeschreiblich große Freude hervorgerufen. Ich selbst freute mich, wie ein Kind; für unsern Hochw. P. Superior befand sich in einer Kiste eine weiße Stola nebst Burja und Rochet, Paramente, die wir gerade besonders benötigten, und unsere Schwester Agave, die bisher so mühsam ein Fleckchen ums andere zusammennähen mußte, bis es endlich ein Kleidchen gab, rief schon wiederholt voll Freude aus: „Welch ein Unterschied zwischen früher und jetzt! Mit Flecken habe ich zu nähen angefangen, und jetzt habe ich Stoffe! Wir werden übrigens doch fortfahren, fleißig zu sparen; auch die kleinsten Restchen sollen gut verwertet werden!“

Vom Blitz erschlagen.

Von Fr. Maurus.

Mariazell. — Etwa um die Mitte des Jan. beginnen für uns hier oben am Fuße der Drafsberge die fast täglichen Gewitter und schweren Regengüsse, und alljährlich fällt so manches Menschenleben als Opfer des Todes teils durch Blitz, teils durch Ertrinken beim Uebersteigen der hochangesehnten Flüsse. Wohl gibt es auch hier in den ersten Sommermonaten, Oktober, November und Dezember Gewitter und Regen, aber verhältnismäßig wenig, gewöhnlich haben in dieser Zeit die Feldfrüchte von Trockenheit viel zu leiden. In der zweiten Hälfte des südafrikanischen Sommers, im Januar, Februar und März, da gibt es Regen im Ueberfluß, bisweilen mehr als gut ist, aber hinter diesem Segen, da lauert, wie oben angedeutet, auch schon der heimtückische Tod mit seinen Pfeilen, der Blitz! Was ist wohl besser geeignet, uns unsere eigene Machtlosigkeit, und auf der anderen Seite Gottes Macht zu zeigen und fühlen zu lassen, als der vom Himmel herniederstehende Strahl! Kein Wunder, daß heidnische Völker, die den Herrn der Natur nicht kennen, von abergläubischer Furcht vor dem Blitze selbst erfüllt sind.

Alexander, ein Bursche von ungefähr 20 Jahren, hat früher in der hiesigen Mission Unterricht und Erziehung genossen. Noch bevor er jedoch zur ersten hl. Kommunion gelangte, verließ er die Schule und begab sich nach Johannesburg, um in den Goldbergwerken daselbst zu arbeiten. Mehrere Jahre blieb er dort, und während dieser Zeit hörte er wohl nicht viel von Gott und Religion, hatte er ja doch, da er nur seine Muttersprache, das Sesuto kannte, nicht einmal Gelegenheit, zu beichten. Gegen Mitte letzten Jahres kehrte er nach Hause zurück und stellte sich bald darauf dem Hochw. P. Kotter zur Beicht. Zu Weihnachten beichtete er wieder und meldete sich dann zur Vorbereitung für die erste hl. Kommunion. Doch diesen Tag sollte er nicht erleben. Eben hielt er sich in den Drafsbergen auf, mit Viehhüten beschäftigt. Sein Vater ist ziemlich wohlhabend und besitzt eine Menge Vieh. Gerade an dem Tage, der für Alexander der letzte sein sollte, am 31. Januar, waren drei andere Hirten aus dem Gebirge gekommen, um ihn bei seiner Herde zu besuchen. Da wieder ein Gewitter zu toben anfing, so saßen alle vier beisammen in einer Hütte. Einige Tage zuvor hatte der Blitz bereits drei Schafe ganz nahe vor dieser Hütte erschlagen. Doch diesmal sollte es schlimmer werden. Ein Blitzstrahl schlug ein und traf Alexander

an der rechten Halsseite, während die drei anderen Anwesenden nur leicht verlegt wurden. Alexander sprang noch mit den anderen auf, lief eine Strecke von etwa zehn Metern ins Freie, und brach dann leblos zusammen. Die Hütte brannte ab.

Infolge der abergläubischen Furcht der Schwarzen vor dem Blige erhielt der Vater des Getöteten die

Unglücksbotschaft erst am nächsten Tage. Er machte sich sofort mit seinen anderen Söhnen auf, den Toten zu holen, u. zwar zu Pferde, da man dort in den steilen Bergen nicht fahren kann. Das nahm wieder einen vollen Tag in Anspruch. Erst gegen Mittag des dritten Tages brachte ein Bruder des Toten die Nachricht nach der Mission Maria-



Lord Herbert Gladstone
wurde vor kurzer Zeit als erster Gouverneur Englands nach Südafrika geschickt.

jell. Der Ochsenwagen aber, mittelst dessen man den Toten weiterbeförderte, nachdem man die Ebene erreicht hatte, langte erst am Abend auf der Station an. So mußte man die Beerdigung noch um einen Tag aufschieben. Sein Sarg war bereits hergestellt; es wurde nun der Tote hineingelegt und dann in der Kirche aufgestellt. Am folgenden Morgen las ich die hl. Messe für die Seelenruhe des so jäh Abgerufenen, die Schwestern schmückten die Leiche überdies reichlich mit Blumen. Mit friedlichem Gesichtsausdruck, ohne irgend einen Zug des Schmerzes oder Schreckens lag der Tote da, das Bild eines ruhig schlummernden, aber schlummernd den festen Schlaf des Todes.

Als das Grab endlich auch fertig war, wurde die Leiche in demselben zum letzten Schlaf gebettet. Ich sprach dabei einige Worte über den Text: „Seid bereit, denn zu einer Stunde, da ihr es nicht meint, wird der Menschensohn kommen.“ (Luk. 12, 40.) Der Tod und besonders ein so unvorhergesehener Tod, ist wohl an sich schon die beste Predigt.

So ist also Alexander, bevor ihm die Gnade zuteil wurde, den Heiland im Sakramente zu empfangen, vor den Richterstuhl desselben gerufen worden. Möge er ihm ein gnädiger Richter gewesen sein. Zwar ist ein unvorhergesehener Tod für einen Burschen in diesem Alter wohl etwas, was man mit gutem Grund fürchtet, doch ist auch wieder der Umstand, daß der Herr ihn so kurz nach der Beichte zu sich rief, Grund zur Hoffnung. Möge der Herr ihm und uns allen ein gnädiger Richter sein, möge der Tod, ob vorher-

gesehen oder unvorhergesehen, uns alle bereit finden. „Selig sind jene Knechte, welche der Herr wachend findet, wenn er kommt.“ (Luk. 12, 37).

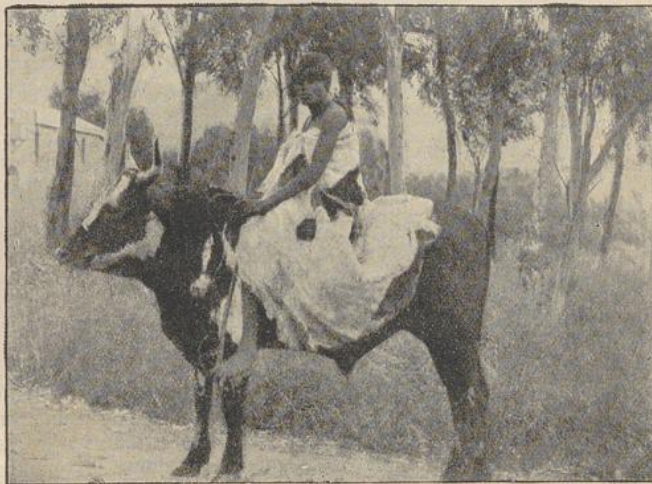
Weihnachtswünsche fürs laufende Jahr.

Die heutige Nummer des „Vergißmeinnicht“ erzählt von der letztjährigen Christbecherung in Czénstochau und von einem hübschen Weihnachtsspiel in Mariastadt. Der Bericht kommt etwas spät; was soll ein Bericht über Weihnachten mitten im Hochsommer? Doch das bringen eben unsere eigentümlichen Verhältnisse mit sich. Südafrika ist gar weit von Europa entfernt, und wird ein Artikel auch im Januar oder Februar nach Deutschland abgeschickt, so wird es doch Mai oder Juni, bis er daselbst im „Vergißmeinnicht“ veröffentlicht werden kann.

Umgekehrt, fällt es wohl manchem unserer geehrten Leser auf, wenn wir alljährlich schon im Juni unsere Wünsche äußern für's kommende Weihnachtsfest; allein, bis die Sachen von unseren Sammelstellen nach Mariannhill, und von da nach den oft weit entlegenen Missionsstationen kommen, vergeht oft lange Zeit. Dazu will alles planmäßig sortiert und verteilt sein, und müssen die übersandten Stoffe vielfach erst an Ort und Stelle zu Hemden, Kleidern usw. verarbeitet werden.

Womit nun können unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unseren schwarzen Kindern und Neubekehrten eine passende Weihnachtsfreude machen? Nun die Bedürfnisse in einem großen Missionswerke sind gar mannigfach, da läßt sich schließlich alles Mögliche mit Nutzen verwerten. Hochwillkommen sind uns immer Rattunstoffe, Hemden, Kleider, Mützen usw. Auch abgetragene Kleider werden mit Dank entgegengenommen; doch sollen sie noch gut erhalten sein, da wir dafür nicht nur den weiten Transport, sondern in Durban (Natal) auch einen ziemlich hohen Zoll (15% vom Schätzwert), sowie ansehnliche Beträge für die gesetzlich vorgeschriebene Fumigation (Ausräucherung) bezahlen müssen.

Passende Weihnachtsgeschenke für unsere Kinder sind namentlich auch Schreibhefte, Federn, Griffel,



Ein Basuto-Junge auf einem Ochsen reitend.

Bleistifte und sonstige Schulrequisiten; ganz besonders auch Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

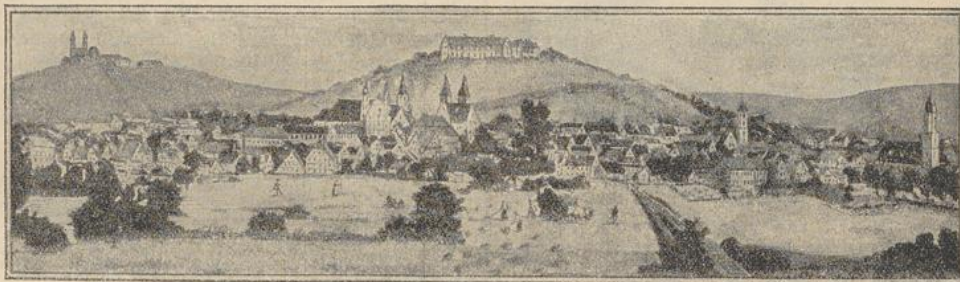
Mancher Kaufmann hat vielleicht verschiedene solcher Sachen auf Lager, die infolge eines kleinen Defektes nicht mehr gut verkäuflich sind, mit denen er aber unserer Mission ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk bereiten könnte. Desgleichen hat wohl manche Hausfrau, Lehrerin oder Institutsvorsteherin usw. dies und jenes in Vorrat, was die eigenen Kinder kaum mehr ansehen, wornach aber unsere schwarzen mit beiden Händen greifen würden.

Unsere Bitte geht nun dahin, die Sachen tunlichst bald an unsere auf dem Titelblatte des „Vergißmeinnicht“ angegebene Sammelstelle einzusenden, damit sie von dort aus rechtzeitig nach Mariannhill geschickt werden können. Des dankbaren Gebetes unserer schwarzen Kinder und Neuchristen dürfen

hälfte von dem, was wir gleich nach dem Kriege zahlen mußten. — Das Geschäft im Laden gebe ich allmählich ganz auf, denn die Judent Konkurrenz ist zu unehrlich. — Da wir zu weit von Ditschastan weg sind, verwenden wir die Milch zur Butterbereitung. Wir machen 40 bis 50 Pfund Butter per Woche und bekommen 1 Schilling 6 und 1 Schilling 9 Pence (nicht ganz 2 Mark) per Pfund.

Sozial-politisches Leben. — Mit den Nachbarn, von denen man hier ziemlich weit entfernt ist, stehen wir auf dem besten Fuß. Wir gehen zwar selten irgendwohin, haben aber immer Besuch, besonders zur Obstzeit. Bei Buren gibt es wohl Tanzabende, wie etwa bei Hochzeiten usw., da aber in unserer nächsten Nähe nur Buren von geringerer Bildung wohnen, nehmen wir keinen Anteil daran, wohl aber gehen wir zu ihren Begräbnissen.

An eigentlicher Politik beschäftige ich mich nicht, da ich noch immer Schweizer Bürger und kein englischer Untertan bin. Wohl aber kann ich hier und da



Ellwangen, Stadt in Württemberg.

unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein, und sagen wir in deren Namen schon zum voraus für alles und jedes ein herzliches, hundertfaches „Vergelt's Gott!“

Mariannhill, 1. Juni 1910.

Die Redaktion.

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Emmaus. — Mitte Februar vor. Jz. erhielt ich von einem deutschen Farmer in Transvaal, dessen Vater vor etwa 20 Jahren in Mariannhill als Trappistenbruder starb, einen Brief, den ich hier im Auszuge wiedergeben möchte, da er vieles enthält, was einen interessanten Einblick in die dortigen sozialen Verhältnisse gewährt. Er schreibt:

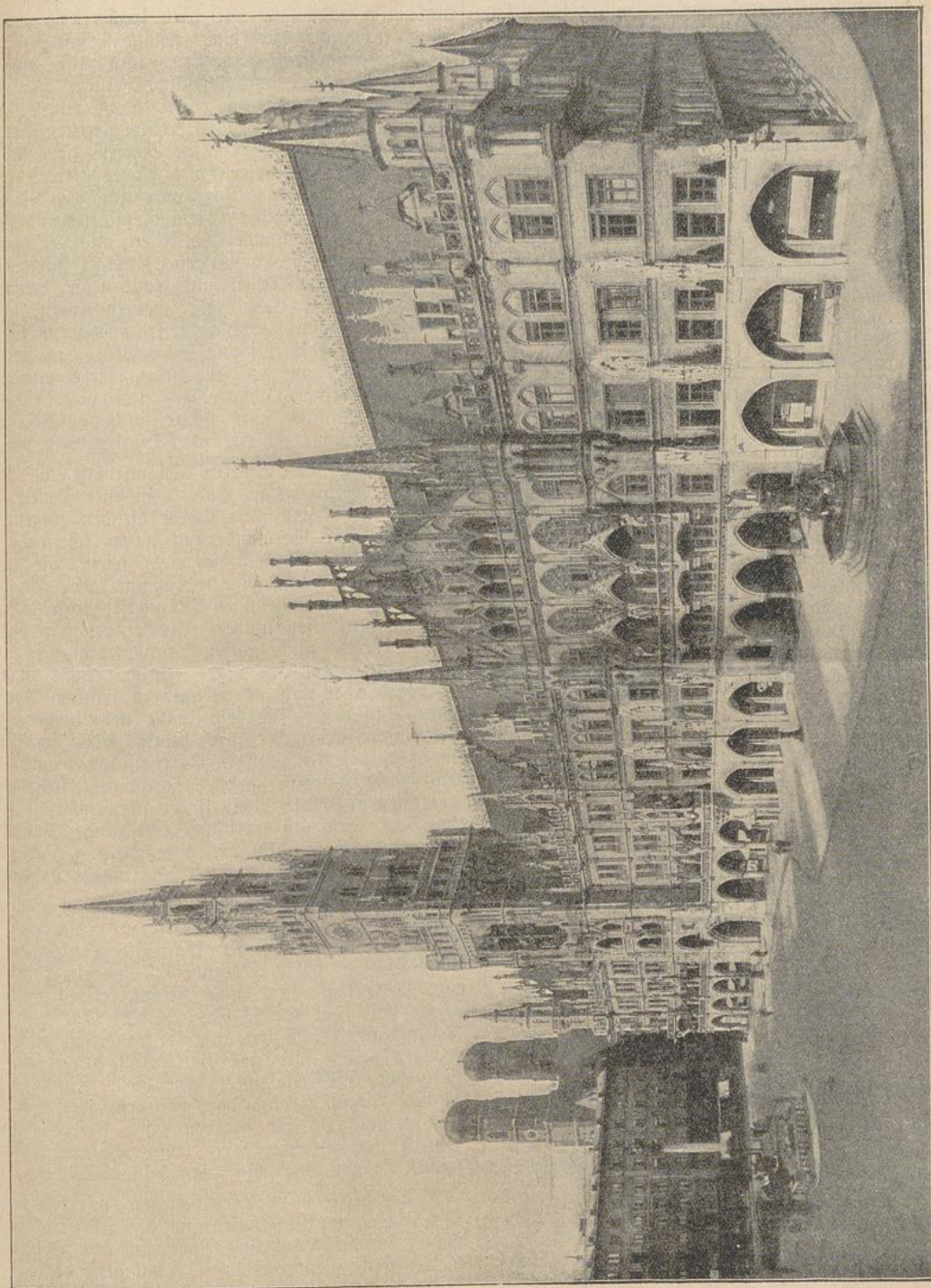
„Meine Hauptbeschäftigung ist Landwirtschaft, und nebenbei habe ich einen kleinen Laden. Ich bebaue etwa 200 bis 250 Acres Land und treibe auch Vieh- und Schafzucht. Seit dem Burenkrieg hat der hiesige Landwirt immer über das eine oder andere zu klagen: über Heuschrecken, Trockenheit, und gegenwärtig über zu viel Regen. Letzterer hat sehr viel Schaden angerichtet; er hat beinahe zwei Monate gedauert und die Regenmenge betrug 42 Zoll. — Mit der Viehzucht ging es besser, obschon Pferde- und Schafkrankheiten auch von mir tüchtige Opfer forderten. Trotzdem sind wir nicht vorangekommen; die Herden haben sich zwar verdoppelt und verdreifacht, aber die Preise sind heute nicht mehr die

dem Drängen meiner Freunde nicht widerstehen und nehme an Versammlungen teil, wo ich mit Stolz sagen kann, daß meine unparteiischen Ansichten geschätzt werden. Dester wird mir dabei auch die Ehre des Vorsitzenden zuteil. Die Mehrzahl der Farmer und natürlich alle Buren sind mit der Burenregierung zufrieden. Großes Interesse nehme ich am Vereinsleben und zwar hauptsächlich am landwirtschaftlichen und korporativen Verein. Seit zwei Jahren habe ich die Ehre, Präsident des Eastern Transvaal Farmers Association zu sein, ein Verein, der großen Einfluß bei den Landwirten und beim landwirtschaftlichen Departement hat. Dann bin ich auch Delegierter der Agricultural Union und des Cooperations-Congresses. Doch in gewissen Fragen sind die hiesigen Verhältnisse noch kaum reif genug, und herrscht noch zu wenig Vertrauen zu korporativen Verbindungen unter den Leuten. Ein anderer Verein, dem ich auch angehöre, der aber wegen Mangel an Mitgliedern in der Nachbarschaft leider sehr unbedeutend ist, führt den Namen The Catholic Association. Ich komme da höchstens zum jährlichen Kongreß am Pfingstmontag nach Johannesburg.

Meine Kinder trachte ich, sobald sie ein gewisses Alter erreichen, in gute katholische Schulen zu schicken. Die zwei ältesten Söhne Franz (16 Jahre) und Louis (13½ Jahre), sind nach der Schweiz, der eine in eine Industrieschule, der andere an ein humanistisches Gymnasium. Franz will Farmer werden und kommt schon im Herbst lfd. Jz. zu uns zurück. Louis aber will Priester werden, so Gott will. Das älteste Mädchen ist im Dominikanerinnenkloster in Heidel-

berg (Transvaal) und lernt sehr gut; die zwei jüngsten, Cyrill und Jbda (Zwillinge von $5\frac{1}{3}$ Jahren), sind bei uns. Die Schulen kosten mich viel Geld. Mein Mädchen in Heidelberg kostet mich jährlich mehr,

keine katholische Kirche. Wohl hat uns die Regierung einen Baugrund für Kirchen- und Schulzwecke gegeben, doch es sind hier in der Nähe nur sehr wenige katholische Ansiedler; 17 Meilen von hier



Das neue Rathaus in München.

als die zwei Söhne in der Schweiz zusammen, doch ich bin zu solchen Opfern gerne bereit.

Die Schwestern in Heidelberg haben nur jeden zweiten Sonntag eine hl. Messe. Wir haben hier

gedenkt der Hochwürdigste Herr Bischof Miller von Johannesburg eine Kirche und ein Dominikanerinnen-Konvent zu errichten. Dort liegen auch mehr Goldminen.

Die Minen in und um Johannesburg machen betreffs Goldausbeute immer größere Fortschritte, aber da stets bessere Maschinen in Gebrauch kommen, sind die Arbeitslöhne gefallen. Jede Mine hat ihren eigenen Kaffernkonfoud, und die Kaffernarbeiter in der Stadt haben ihre besonderen Wohnungen, wenn sie nicht im Hause der Herrschaft schlafen. Meiner Ansicht nach werden die Kaffern nichts weniger als sklavisch behandelt, wenn sie auch nicht gleichberechtigt mit den Weißen sind. Auf dem Trottoir allerdings werden sie nicht geduldet. Man kann in der Stadt, wie auf dem Lande auch Kaffernmädchen in Dienst bekommen. In der Stadt sind sie sogar sehr gesucht, wenn sie etwas mehr von der Hausarbeit verstehen. Leider läßt sich über die Moral solcher in großen Städten arbeitenden Kaffernmädchen nicht viel Gutes sagen. Deswegen lassen die heidnischen Eltern ihre Mädchen nicht leicht in die Stadt gehen.

Der Lohn kaffrischer Diensthuten schwankt zwischen 20 bis 80 Schilling (Mark) im Monat; Mädchen erhalten 20 bis 40 Schillinge, Minenarbeiter 40 bis 60 Schilling mit Einschluß von Kost und Logis per Monat. Eigene Geschäfte, wozu eine Lizenze nötig ist, können hier Kaffern nicht erhalten, sonst aber mögen sie alle Geschäfte ausüben, was aber nur im kleinen möglich ist, da alle größeren Arbeiten in den Händen der Arbeitsvereine von Weißen sind. Arbeiter, die sich nicht diesen Vereinen anschließen, haben in Städten wenig Aussicht auf Erfolg.

Der Sonntag wird streng gehalten, und zwar in jeder Beziehung. — Kaffern dürfen keine starken Getränke besitzen oder gebrauchen, man darf sie ihnen nicht einmal schenken. Nur die Minen können mit spezieller Erlaubnis der Regierung Kaffernbier brauen; Kaffern auf dem Lande jedoch, 12 Meilen von dem Minenort entfernt, dürfen für sich selbst Kaffernbier brauen.

Wenn von Transvaal gefordert würde, die Kaffern sollten mit den Weißen in gleichem Grade stimmberechtigt sein, wie in der Kapkolonie, so würde in diesem Falle Transvaal niemals in die südafrikanische Union eintreten; darin sind alle Weißen einig. — Die Kaffern haben hier als Landwirte den Boden mietweise in Besitz. Ein Großteil der Farmen ist im Besitz von Landkompanien und diese vermieten die Farmen an Kaffern für eine Rente per Familie von Pstr. 5 bis Pstr. 10 (100—200 Mark) im Jahr.

Transvaal erwartet dieses Jahr einen Staatsüberschuß von Pstr. 500 000 (10 Millionen Mark).

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel. Der Rückzug nach Impetynne.

Als ich die Augen wieder öffnete, bemerkte ich, wie ein leichter Regen sanft an meine Wangen schlug. Ich sah über mir einen grauen Himmel schwer und düster sich ausdehnen. Mein Kopf brummte und brannte und war schwer wie Blei. Ich hatte in mir ein unbestimmtes Gefühl von Unbehaglichkeit, Müdigkeit und Elend; aber ich konnte mich geraume Zeit gar nicht entsinnen, wo ich denn eigentlich sei.

Ueber meiner Brust lag etwas wie ein schweres Gewicht, eine beengende Last; nun wurde ich ge-

wahr, daß es der Arm eines Mannes war, der ausgestreckt über mir lag. Ich schob den Arm auf die Seite, arbeitete mich in eine sitzende Stellung empor und schaute blöde umher. Die Dinge rings um mich nahm ich nur halb wahr, erst nach und nach gewannen sie eine festere Gestalt; ich war wie in dumpfem Träumen, und erst allmählich wurde mir klar, daß ich unter einem Haufen erschlagener Soldaten lag. Der Kopf eines Mannes und die anliegenden Schulterteile streckten sich über meine Füße hin, und einige Schritte von mir entfernt standen die vier Hufe eines Pferdes in die Höhe, was mir zwecklos und unfähig lächerlich vorfam. Rings umher lagen Menschen- und Pferdeleichen, ganz ineinander verwickelt und verschlungen; weiße Federbüsche, vom Regen schlaff zusammengeklebt, lagen am Boden und wanden sich feucht um schwarze Leiber. Auch über meinen Knien lag der Oberkörper eines Erschlagenen; aus dem tief gewalteten Schädel floß blaßrotes Blut, das sich ganz eigentümlich von der Ebenholzschwärze eines kaffrischen Kopfringes abhob. Ich stieß den Mann von mir, raffte mich auf, stellte mich auf die Füße und gaffte wie schlaftrunken umher.

Etwa hundert Schritte von mir saß eine Gruppe von Bondokriegern am Boden, in ihre Decken eingehüllt. Sie hielten ihre Pferde an den Zügeln. In stumpfsinniger Verwunderung nahm ich wahr, daß ihrer nicht mehr halb so viele seien, wie in der vergangenen Nacht. Ngokwenyama aber ging, von einigen Insizwas (jungen Männern) begleitet, unter den Leichenhaufen umher. Als er mich so dastehen und blöde umhergaffen sah, kam er rasch auf mich zu, goß aus einer Flasche etwas in einen kleinen Becher und gab es mir zu trinken. Der kostbare Saft ergoß sich wie Feuer in all meine Glieder, und schon nach einer Minute oder zwei fühlte ich mich wesentlich besser. Ich griff an meinen Kopf und fand da eine große Schramme, klebrig von geronnenem Blut. Mein linker Arm war steif und im Vorderarm saß eine drei Zoll lange Wunde, die von einer Seite bis zur andern ging und deren blutgefüllte Ränder klaffend auseinanderstanden.

Nun warf ich einen Blick auf Ngokwenyama. Auch er war übel zugerichtet. Sein Helmbusch war hinweggeschoren, der Brustharnisch zerklüftet und voll Beulen, seine Oberschenkel waren überkrustet von gestocktem Blut und beim Gehen hinkte er etwas mit dem linken Fuß. Sein Mut und seine Kampfbegier jedoch war nicht im mindesten geschwächt, sondern schien mir noch wesentlich gewachsen. Er ging wie ein Held unter dem Reste seiner Truppe umher, sprach da und dort ein ermunterndes Wort und verband, so gut es eben ging, unsere Wunden. Ein Tingo half ihm dabei, und viele der Insizwas wichen keinen Augenblick von seiner Seite.

Die gereiften Männer dagegen, mit den Kehlas, den Ringen um die Köpfe, und die Indunas hockten rings um den Häuptling Ndabazine am Boden und hielten eine jener endlosen Sitzungen, die bei den Bondos und Griquas so beliebt sind. „Unterhandeln, unterhandeln — und niemals handeln,“ sagte viele Jahre später Smith Conner voll Entrüstung von diesen Männern, und ich, ein Pondo von dem Bondomiststamm, muß gestehen, unsere Indunas und Häuptlinge waren zu allen Zeiten größer im

Schwätzen und Reden, als im Kämpfen und Handeln.

Nun gesellte sich Ngokwennyama zur Sitzung. „Steht auf, ihr Männer“, rief er den Kriegern zu; „es ist jetzt keine Zeit, müßig dazusitzen und nutzlose Beratungen zu führen. Kommt mit mir, wir wollen



Dr. Faver Nagel,
Nachfolger des Erzbischofs von Wien.

neuerdings den Zulus nachsetzen und sie erschlagen, bevor sie zum Umuzi omkulu, dem Königsdraale, kommen.

Doch diese alten, entnervten Krieger schenken ihm kein Gehör. Ndabazine, der Häuptling, fuhr ihn ärgerlich an mit den Worten: „Was willst du denn immer von uns, weißer Mann? Gestern ritten wir gegen

die Zulus, fünf Mann von je zehn, — und heute leben nicht mehr zwei Mann von je zehn. „Kämpfet, kämpfet!“ riefest du uns zu; wir haben gekämpft, und was ist nun die Folge davon? Schau dich um und zähle all jene, die im Streite gefallen sind!“ „Gekämpft?“ fragte nun höhrend Ngokwennyama, „ihr gekämpft? Ja wäret ihr nicht so feige gewesen und hättet ihr mit dem Schießen gewartet, bis der Feind nahe genug gekommen, dann wären nicht halb so viel von euch gefallen. Doch ich will mich nicht länger mit dir herumstreiten; ich hab' diese ewigen Einwendungen satt. Ich frage nur: Wer von den Männern, die hier anwesend sind, will mit mir an den Ingeli reiten?! Wer den Mannesmut in sich hat, nochmals dem Feind gegenüberzutreten, der erhebe sich und trete hieher an meine Seite!“

Da erhob sich etwas zögernd einer, und dann wieder einer und stellte sich an die Seite des Umlungu. Rasch trat ich selbst hinzu, und allmählich folgten immer mehr, sodaß wir zuletzt unser vierzig waren. Die meisten von uns trugen kleinere oder größere Verwundungen; doch gerade dies stärkte unsern Mut. Wir hatten uns in schwerem Ringen mit den Zulus gemessen, und brannten vor Begierde, es ein zweitesmal zu tun.

Die übrigen aus der Truppe blieben stummförmig um den Häuptling und seine Indunas am Boden sitzen. Ngokwennyama warf ihnen einen Blick voll unsäglichlicher Verachtung zu, rief dann seinem Jingo, der rasch mit dem Paksattel zu ihm trat, und hieß uns, die Pferde besteigen. Mein Pony stand einige hundert Schritt von mir entfernt. Ich machte vergebens einige Anstrengungen ihn einzufangen, denn ich war wegen der Betäubung im Kopfe noch zu elend dazu.“ Ngokwennyama sah dies, schwang sich rasch in den Sattel, ritt auf mein Köhlein zu und brachte es in meine Nähe, sodaß

ich bequem aufsitzen konnte. Nun konnte es wieder losgehen!

Ngokwennyama gab das Kommando. Wir brachen in Sektionen auf und ritten vier Mann hoch. Dem Wunsche Ngokwennyamas entsprechend ritt ich im ersten Glied. Schon von weiter Ferne konnten wir den dunkeln Ingeli-Wald wahrnehmen, der sich wie eine hohe schwarze Wand gen Himmel erhob. Bevor wir aufbrachen, wandte sich Ngokwennyama nochmals im Sattel um und rief den treulos, feig am Boden sitzen bleibenden Pondos höhnisch den Abschiedsgruß zu: „Salani kahle!“ lebet wohl. (Wörtlich: bleibt nur hübsch zurück!)

In raschem Galopp ritten wir der Vorderseite des Bergabhanges entlang und hatten so schon über drei (englische) Meilen zurückgelegt, ehe wir nur die Zügel anhielten und unsere Pferde in Schritt kommen ließen. Wir befanden uns nun in bedeutender Höhe, tief unter uns lag der Schauplatz des wilden Kampfes der vergangenen Nacht. Der Regen hatte inzwischen aufgehört, und die leuchtende Morgen-sonne brach siegreich durch die grauen Wolken.

Plötzlich stieß Ngokwennyama, unser stolzer Führer, der von seinem Pferd aus beständig fleißige Umschau hielt, einen lauten Ruf aus. Verwundert schauten wir alle zu ihm auf. Er aber wies mit der Rechten nach rückwärts, dem Taleinschnitte zu, wo wir heute Nacht gekämpft hatten. Da lagen noch immer in großen Haufen die Toten und über ihnen kreisten hoch in der Luft unzählige Aasgeier. Die kleine Schar der zurückgebliebenen Reiter war eben daran, ihre Pferde zu satteln, um gemächlich weiterzureiten. — Doch halt! Was soll denn das? Was ist das für ein Leuchten und Blitzen? Das sind unzählige Asagais, an deren scharfgeschliffenem Stahl sich die Morgen-sonne bricht! Das ist die volle Heeresmacht der Zulus, die sich wie mit weit ausgebreiteten Fingarmen den ahnungslosen Pondos nähert. — Ach, bei diesem Anblick erstarrte uns fast das Blut in den Adern. Die Ärmsten waren unrettbar dem Tode verfallen! —

Der Feind marschierte mit großer Schnelligkeit,

denn in den wenigen Minuten, während welcher wir ihn beobachteten, hatte er unsere Leute schon rings eingeschlossen. Jetzt erst, und nicht früher, kam den Pondos die drohende Gefahr zum Bewußtsein. In tödlichem Schrecken warfen sie sich auf ihre Pferde und hieben mit Macht auf die Tiere ein, denn es galt,



Dr. Josef Schulte,
der neue Bischof von Paderborn.

um jeden Preis den Ausgang zu gewinnen. Es war ein Wettlauf mit dem Tode, — und der Tod siegte! Bevor noch die vordersten Reiter das Weiße gewinnen konnten, hatte der eiserne Ring sich geschlossen. Die armen Pundos waren in einem Reife schimmernden Stahles eingekreist und allzumal dem sichern Tode geweiht. Mehr und mehr verengte sich der von blanken Asagais starrende Kreis. In Todesängsten wandten die entsetzten Reiter ihre Pferde bald dahin, bald dorthin. Doch da war nirgends eine Lücke zum Entrinnen. Einige Sekunden noch, da berührten schon die Speere der Zukunftsreiter die Pundos....

Die Pferde scheuen und bäumen sich hoch auf. Wie Blicke zuden die Asagais hin und her; jetzt hell wie Silber, jetzt purpurrot von heißem Blut. Ein paar Sekunden starren wir entsetzt das gräßliche Schauspiel an, dann aber schrie uns Ngokwennhama zu: „Fort! fort von hier! Reitet, was ihr könnt, denn es gilt euer Leben.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Offizier und Kapuziner.

Ein Kapuzinerpater hielt eine Mission. Eines Tages begab sich derselbe in die Kirche, um einen passenden Platz auszusuchen für einen Altar, den er zum Zwecke einer Missionsfeierlichkeit errichten wollte. Ganz in Nachsinnen darüber vertieft, näherte sich ihm ein alter Offizier, von dem er viel hatte reden hören und den er auch eben kannte, und redete ihn mit den Worten an: „Sie denken sicher einen Kriegsplan aus.“

„Nicht so ganz getroffen, Herr Militär“, versetzte der Kapuziner, „ich möchte ganz einfach einen Altar errichten. Es ist dies vielleicht auch ein Schlachtplan, aber ein bißchen anders als die Ihrigen. Uebrigens habe ich vernommen, Herr Hauptmann, daß Sie 24 Feldzüge mitgemacht haben.“

„Freilich, und zwar Kriege von jeder Art; mit Granaten und Kartätschen habe ich häufig Bekanntschaft gemacht.“

„Und wie oft sind Sie verwundet worden?“

„Kein einzigesmal, mein Vater; im Grunde des Herzens habe ich Gott doch immer geliebt, und Gott hat mich stets beschützt. Ich diene unserm großen Kaiser, und wie er, glaubte auch ich an ein höchstes Wesen.“

„Sagen Sie mir, Herr Hauptmann“, begann nunmehr der Kapuziner, „wer ist denn eigentlich größer, Jesus Christus, oder Napoleon?“

„Jesus Christus, denn er ist ja Gott.“

„Wohlan denn, Herr Hauptmann, wie viele Schlachten haben Sie geliefert für Jesus Christus?“

„O mein Vater, ich sehe, Sie wollen mich veranlassen, zu meiner eigenen Beschämung selbst einzugehen, daß ich für den Kaiser in 24 Kriegen gekämpft habe und für Christus, der viel größer ist, als der Kaiser, nur ein einzigesmal und zwar vor 18 Jahren.“

„Recht so, Herr Hauptmann, doch genügt es keineswegs, seinen Irrtum bloß einzugehen, man muß ihn auch verbessern.“

„Da haben Sie einen guten Gedanken, mein Vater, ich will darüber nachsinnen und werde Ihnen morgen meine Antwort mitteilen.“

Am anderen Morgen fand sich der alte Veteran bei dem seeleneifrigen Kapuzinerpater ein und sagte: „Ich habe darüber nachgedacht, mein Vater, und gefunden, daß es nicht mehr wie billig und recht ist, für Jesus Christus wenigstens ebensoviel zu tun als für den Kaiser. Ich bitte Sie also, meine Beichte anzuhören, und am Sonntag soll mich die ganze Pfarrgemeinde bei der hl. Messe zum Tische des Herrn gehen sehen. Ich bin der älteste Mann im Lande und muß also ein gutes Beispiel geben.“

Und wirklich am Sonntage darauf empfing er die hl. Kommunion, geschmückt mit all' seinen militärischen Orden und Ehrenzeichen in Gegenwart eines zahlreichen Volkes, das sich nicht wenig wunderte, an ihm ein so schönes Beispiel mutigen Glaubens zu sehen. Und nach der hl. Messe suchte der brave Hauptmann den Pater auf und sagte voll Dankes zu ihm:

„Mein Vater, ich muß Ihnen sagen, Sie haben es verstanden, in geschickter Weise mein Herz zu treffen. Sie haben das zu Stande gebracht, was die angesehensten Männer bis jetzt versucht haben. Doch genügt mir keineswegs dieser eine Feldzug für Jesus Christus; denn ich bin viel zu arg im Rückstande ihm gegenüber. Ich will also am Tage der allgemeinen Kommunion nochmals am heiligen Tische erscheinen.“

Und er tat's zu großer Erbauung der Gemeinde und erfüllte seitdem immer getreu seine religiösen Pflichten. Er konnte jetzt gar nicht begreifen, wie er so viele Jahre hindurch nicht eingesehen hat, daß man für Gott den Herrn doch wenigstens so viel tun muß, als für einen König und für einen Kaiser.

Eine Menagerie im Seesturm. Aus New-York wird berichtet: Die Reise, die der Dampfer „St. Andrew“, der mit einer Ladung wilder Tiere von Antwerpen nach Hoboken visiert war, machte, war höchst aufregend und gefährlich. Unter den Tieren an Bord waren 80 Löwen, 45 Bären, eine Elefantenherde, 5 Schimpansen, 25 Pumas, viele Wölfe, Hunde und anderes Gethier. Während eines Sturmes brach ein Wolf aus, und eine wilde Jagd verfolgte ihn über das Deck. Nachdem er vergebens überall Zuflucht gesucht hatte, entkam der Wolf schließlich durch einen Sprung über Bord und verschwand in dem Meer. Fast in demselben Moment gingen zwei Löwen miteinander zu kämpfen an, ließen sich durch die Wärter nicht auseinanderbringen, und der eine Löwe biß den andern tot, der darauf über Bord geworfen wurde. Dann fiel ein Puma einen jungen Elefanten an, worauf ein alter Elefant den Puma mit dem Rüssel hoch in die Luft warf und ihn dann zu einer formlosen Masse zertrampelte. Eine ungeheure Aufregung hatte sich der Tiere bemächtigt, sodaß die Wächter in Angst und Gefahr fortwährend wachen mußten und kein Auge schließen konnten.

Nur immer treu!

Ob steil der Pfad, ob schwer die Pflicht,
Was du erwählst, das lasse nicht.

Was du als recht erkannt und gut,

Ueb' immerdar mit Mut,

Mit fester Kraft und ohne Scheu.

Nur immer treu!

Mice v. Gaudy.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Familienväter.

(Fortsetzung.)

Naturgemäß hat alles, was die Kinder am Vater sehen oder von ihm hören, den mächtigsten Einfluß. Wo daher in einem Hause der Vater ein tugendhafter, frommer und pflichttreuer Mann ist, da pflegen in der Regel auch die Kinder zur Freude und zum Troste ihrer Eltern wohlgeartet, fromm und sittsam zu sein. Und wie einst Raguel den jungen Tobias mit den Worten begrüßte: „Gefegnet seist du, mein Sohn, denn du bist der Sohn eines guten, ja des besten Vaters“, so bringt man den Kindern eines braven, geachteten Vaters von vorneherein Wohlwollen entgegen; denn man erwartet, an ihnen dieselben guten Eigenschaften zu finden, die man am Vater kennt und schätzt. Das ist der Kinder kostbarstes Erbe.

Die Erziehung der Kinder ist von der größten Wichtigkeit. Der Vater darf dieselbe nie vernachlässigen oder Unbekannten anvertrauen, er soll sie vielmehr, seltene Fälle ausgenommen, nicht ganz aus der Hand geben und anderen überlassen, auch wenn er weiß, daß diese von gutem Geiste besetzt, tüchtig und gewissenhaft sind. Seine Mit-hilfe ist immer erforderlich, in den ersten Jahren, um der Autorität der Mutter einen Rückhalt zu geben; später, um die Lehrer und Meister in ihren Bemühungen zu unterstützen; endlich, um die heran-gewachsenen jungen Leute ins öffentliche Leben ein-zuführen und sie durch Wort und Beispiel in den anerzogenen guten Grundsätzen zu bekräftigen. Es ist dies eine schwierige Aufgabe, welche viel Geduld verlangt, viel Klugheit und Festigkeit; sie fängt sozusagen schon mit der Geburt an und endet meist immer mit der geistlichen Volljährigkeit des Kindes.

„Ihr Väter und Mütter“, mahnet daher der hl. Chrysostomus, „sparet nicht die Ermahnungen und Unterweisungen! Wendet alle Mittel der Autorität an, die euch zu Gebote stehen, um Glauben und Un-schuld eurer Kinder zu bewahren. Die Kinder sind das kostbarste, von Gott euch anvertraute Unterpfand seiner Liebe; ihr seid ihm aber auch dafür Rechen-schaft schuldig. Wachtet daher über eure Kinder Tag und Nacht und schützet sie sorgfältig vor allen bösen Einflüssen! Habet acht auf alle ihre Schritte, auf ihre Freundschaften, auf ihren Verkehr, und hoffet von Gott keine Gnade, wenn ihr dieser eurer Pflicht nicht nachkommt!“

Ähnlich spricht die ewige Weisheit: „Hast du Söhne, so unterweise sie und beuge sie von Jugend auf. Wer die Rute spart, hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, hält ihn in beständiger Zucht. Ein Roß, das man nicht bändigt, wird unlenksam, und ein sich selbst überlassener Sohn wird frech. Beuge seinen Nacken in der Jugend, damit er nicht später sich verhärte und deiner Seele Schmerz bereite.“

Ihr Väter und Mütter, stellt eure Kinder unter den Schutz des glorreichen Patriarchen Joseph, dem der himmlische Vater seinen eigenen Sohn anver-traut hat! Ihm empfehlet deren Unschuld, Gesund-heit und ganzes Leben. Bittet ihn, daß er euren

Ratschlägen und Ermahnungen Wirkung verleihe; betet namentlich zu ihm und vertrauet auf die Macht seiner Fürbitte, wenn ihr auf Hindernisse und Schwierigkeiten stoßet. Ihr werdet stets an ihm einen mächtigen Helfer finden, der euer väterliches oder mütterliches Herz gar wohl versteht.

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Herr Wesener, der langjährige Arzt Anna Katha-rinas, erzählt: „Da Herr Limberg (ihr Beichtvater), wenn die Kranke in kataleptischem Zustande war, ohne allen Erfolg verschiedene magnetische Versuche an ihr gemacht hatte, nahm ich mir vor, bei näch-ster Gelegenheit selbst solche Versuche zu machen. Ich begann damit vor wenigen Tagen, da ich die Kranke in der Ekstase fand; ihr ganzer Körper war starr und unbeweglich.“

Ich sprach einige Worte auf die Herzgrube, auf die Zehenspitzen; ich setzte die Finger meiner rechten Hand auf die Herzgrube und sprach auf die Finger-spitzen der linken Hand, ich schrie ihr in's Ohr; doch nichts machte auf sie den geringsten Eindruck. Auf meinen Wunsch wiederholte der Beichtvater die nämlichen Versuche, doch ebenfalls ohne alle Wirk-ung. Als er aber das Wort „Gehorsam“ aus-sprach, schrak sie plötzlich unter einem tiefen Seufzer auf, erwachte und gab dem Beichtvater auf die Frage, was ihr widerfahre, zur Antwort: „Ich bin gerufen worden.“

Unterm 26. Januar 1815 erzählt Herr Wesener: „Ich war abends bei ihr. Sie war entsetzlich elend und der Puls ungemein gesunken. Um 5 Uhr trat eine Art Starrkrampf ein. Die Augen der Kranken waren dabei geöffnet, aber so empfindungslos, daß ich die Hornhaut mit dem Finger berühren konnte, ohne daß die Augenlider sich zusammenzogen. Kurz darauf fiel sie in Ekstase, hob sich auf die Kniee, und betete mit ausgespannten Armen.“

Ich hat nun den Beichtvater, ein Experiment über den Magnetismus zu machen, nämlich sie zu fragen, was ihre Krankheit und wo der Hauptsitz derselben sei. Er tat es wiederholt und nachdrücklich; allein die Kranke antwortete nicht. Ich bat ihn nun, er möge es ihr beim Gehorsame befehlen, daß sie es sage. Kaum war das Wort Gehorsam aus seinem Munde, als sie zusammenfuhr und mit einem tiefen Seufzer erwachte. Auf die Frage, warum sie erschrecke, gab sie zur Antwort: „Es hat mich jemand stark gerufen.“ Hierauf fiel sie vor Ent-kraftung in Ohnmacht.

Wesener fügt bei: „Welch' ungeheure, erschüt-ternde Erfahrungen hat täglich der Beichtvater an ihr zu machen! Die bestürzendste ist die Wirkung der Priesterweihe. Ist sie in Ekstase und naht er ihr mit den geweihten Fingern, so hebt sie das Haupt und folgt diesen nach, und zieht er sich zurück, so stürzt sie zusammen. Und dies tut sie jedem Priester. Wer dies so zufällig gesehen, wie ich, der mag wohl erkennen, daß nur allein die katholische Kirche Priester hat, und er fühlt lebendig,

daß die Priesterweihe fürwahr mehr ist, als eine bloße Zeremonie.

Einmal hörte ich sie unter Tränen sprechen: „Die geweihten Finger der Priester werden auch im Fegfeuer, ja selbst in der Hölle kenntlich sein, und mit ausgezeichnetem Feuer brennen. Jeder wird sie kennen und ihnen Vorwürfe machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das weiß ich!

Von Hochw. P. Erasmus Hörner, O. M. M.

St. Michael. — Dieser Tage ließ die Lehrschwester in der Mädchenschule die Kinder einen Aufsatz schreiben. Das Thema war frei; jedes Mädchen sollte irgend etwas schreiben, was ihm bekannt sei.

Nun befindet sich in unserer Schule ein Mädchen von ungefähr 14 Jahren, das erst vor wenigen Wochen aus ziemlich weiter Entfernung zur hiesigen Missionsstation kam. Sie war in der anglikanischen Hochkirche auf den Namen Rosaline getauft worden, und schrieb bei genanntem Anlaß folgenden Aufsatz:

„Das weiß ich: wenn man bittet, empfängt man! Als ich noch zu Hause war, kam mir der Gedanke, nach St. Michael in die katholische Schule zu gehen, um dort zu lernen. Es war aber weit dorthin; der Weg war mir unbekannt, und niemand wollte mit mir gehen. Eines Tages ließ es mir in meinem Herzen keine Ruhe mehr; ich verließ die Heimat und ging, ganz allein, auf's Geratewohl davon.

Nachdem ich eine gute Strecke weit gegangen war, blieb ich ratlos stehen. Die Heimat hinter mir war verschwunden, ich stand auf freiem Feld und sah weder einen Kraal, noch irgendeinen Menschen, wo ich mir Rats erholen konnte. ... Da wurde mir wohl etwas bange, allein bald kam mir ein guter Gedanke: ich kniete nieder und betete mit großem Vertrauen zum Inkosi (Gott, dem Herrn), daß er mich sicher dorthin führen möge, wohin er mich im Herzen gerufen. Dann stand ich auf, ging gestroßt weiter und kam ohne Unfall und schneller, als ich erwartet hatte, hier in St. Michael an. Ohne jemand zu fragen, fand ich den Weg, und bin dabei nicht ein einzigesmal irre gegangen. ... Das also

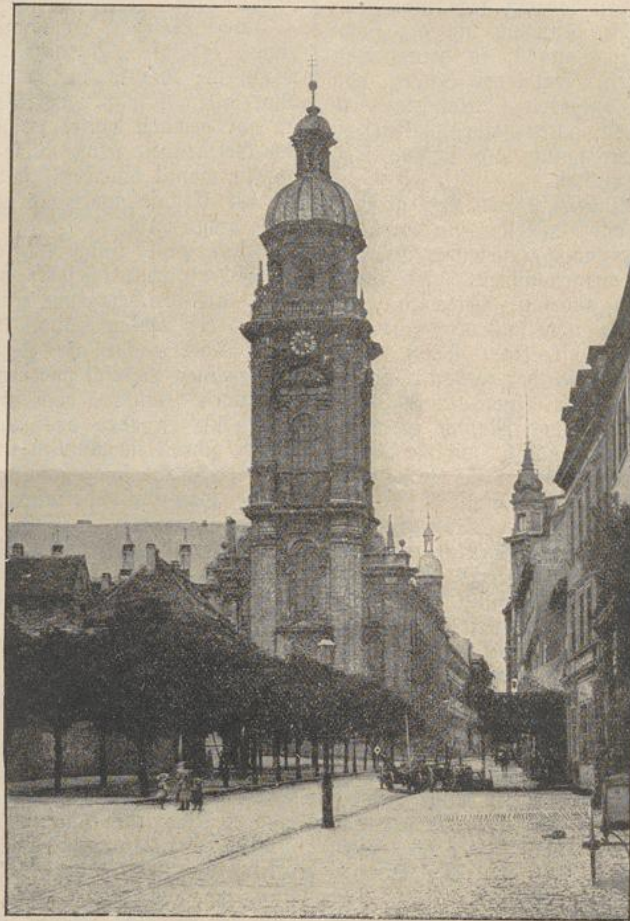
ist es, was ich weiß: wenn man bittet, wird man erhalten.“

So die kindliche Einfalt. Die Nuganwendung mag sich der geehrte Leser selber machen.

Der hl. Joseph, Vorbild und Patron der Verehrer des heiligsten Herzens Jesu.

(Aus einer Rede Sr. Eminenz des Kardinals Parochi (+), gehalten in der Kirche U. L. F. vom hlgt. Herzen in Rom.)

Als die göttliche Vorsehung und die höchste Weisheit das Herz der allerheiligsten Jungfrau Maria



Die Universitäts- oder Neubaukirche in Würzburg.

im voraus nach dem Herzen des göttlichen Kindes, das noch geboren werden sollte, schuf und bildete, da ergoß sie auch über die Seele des hl. Joseph von Beginn seines Lebens an einen solchen Strom von Gnaden, daß sein Herz, soweit dies bei einem Geschöpfe möglich ist, dem anbetungswürdigen Herzen Jesu ähnlich wurde. Und diese Ähnlichkeit trat immer stärker hervor, als das Wort Gottes in Menschengestalt erschien und dreißig Jahre lang für den demütigen Zimmermann das Vorbild der Tugend und der Lehrmeister der Vollkommenheit war. Der getreue Jünger wurde dadurch das Vorbild der innerlichen Seelen und das nachahmungswürdigste Beispiel eines in Gott verborgenen Lebens.

Was die stete Einwirkung des göttlichen Herzens Jesu für den hl. Joseph bedeutet, gibt uns die heilige Schrift an zwei Stellen zu verstehen. Nur

einige Augenblicke ruhte das göttliche Herz Jesu im Tempel am Herzen des greisen Simeon — nur einige Augenblicke, und doch welche Freude brachte es ihm! „Nun entlässest du deinen Diener in Frieden“, rief der fromme Greis begeistert aus; denn wer das Herz seines göttlichen Herrn besitzt, der braucht nichts mehr. — Beim letzten Abendmahle ruhte der hl. Johannes auch nur einige Augenblicke am Herzen seines göttlichen Meisters und die Wirkung war eine solche, daß sein Herz von grenzenloser Liebe entzündet und sein Geist wie ein Adler zu den höchsten Höhen der Anschauung Gottes entrückt ward.

Zu Bethlechem aber, in der Wüste, in Aegypten

und zu Nazareth ruhte ohne Zweifel das göttliche Jesuskind lange Stunden am Herzen des hl. Joseph, denn Jesus selbst hatte ja die Einigung der Herzen in der hl. Familie von Nazareth veranlaßt: die Einigung seines göttlichen Herzens mit dem seiner heiligsten Mutter und dem seines Nährvaters hier auf Erden. Alle Güter waren ihnen gemeinsam, also auch das kostbarste der kostbaren Güter, die Liebe des Herzens Jesu. Und dieses Glück währte dreißig Jahre! Die Gnaden des folgenden Tages waren immer noch kostbarer als die des vorhergehenden. Wenn wir daher auch die rührende Geschichte jener Heiligen, des Simeon und des hl. Apostels Johannes, die der göttliche Heiland mit seinen Gnaden gleichsam überhäufte, mit Bewunderung lesen, so müssen wir doch bekennen, daß sie dem hl. Joseph nicht gleichkamen und nicht denselben Anspruch machen konnten auf die Liebe des göttlichen Herzens.

Niemand kann sich also nach Maria, der Mutter Jesu, einer größeren inneren Vereinigung mit Jesus rühmen als der heilige Joseph. Freilich war der Unterschied zwischen beiden Herzen unendlich groß; aber mit Ausnahme jener heiligsten Jungfrau, die über alle Engel und Menschen erhöht ward, erhielt sonst niemand von dem unglücklichen Geschlechte Adams zum Erbteil ein solches Herz und keiner bildete es zu einer solchen Ähnlichkeit mit dem Herzen

Jesu aus wie der arme Handwerker von Nazareth. Darum sage ich auch mit Recht: Wenn man den Ausspruch des hl. Bernhard: „der hl. Joseph, den der Herr als einen Mann nach seinem Herzen befeindet hat“, keineswegs übertrieben nennen darf, so darf uns auch niemand tadeln, wenn der Gegenstand der Verehrung unserer Bruderschaft der hl. Joseph ist, angerufen unter dem Titel: „Vorbild und Patron der Verehrer des heiligsten Herzens!“

Herzliches „Vergelt's Gott“!

Mariazell. — Vor etwa einem Jahre erzählten wir von der Weihe unseres Missionskirchleins in Auegane, einer Außenstation von Mariazell. Bei diesem Anlaß baten wir unsere geehrten Leser um eine Herz Jesu-Statue, weil bejaagtes Kirchlein dem Herzen Jesu geweiht ist.

Diese unsere Bitte wurde über Erwarten schnell und gut erfüllt, denn die betr. Statue, Christus, den Herrn in Lebensgröße darstellend, weist so schöne und edle Formen auf, daß wir alle, Weiße und Schwarze, unsere größte Freude daran haben.



Ecce Panis Angelorum.

Leider kennen wir den hochherzigen Spender nicht — wir hörten nur, die Statue komme von Linz — und sehen uns somit veranlaßt, öffentlich unseren Dank auszusprechen. Das göttliche Herz Jesu selbst möge es dem edlen Wohltäter, bezw. der Wohltäterin, tausendfach lohnen; wir aber wollen mit unseren schwarzen Kindern fleißig in genannter Intention beten.

Auch sei noch bemerkt, daß die Statue trotz des weiten und schwierigen Transportes gut und unverfehrt hier eingetroffen ist.

Gruß an alle Vergißmeinnicht-Leser.

Es suchen die Menschen so eifrig das Glück,
Durchziehen die Länder, durchziehen das Meer,
Und kommen mit trauernder Seele zurück,
Das Glück, das verlorene, sie finden's nicht mehr!

Sie graben nach Reichtum, nach edlem Gestein,
Sie trachten nach Ehren, nach Können, Geschick,
Sie haschen in taumelnder Seele den Schein,
Doch nimmer das wahre, das dauernde Glück!

Denn wohl ist's verborgen und steil ist der Weg,
Der führt zum wirklichen Glücke hinan.
Voll Dornen und Disteln und Steinen der Weg,
Weitab von der breiten, blumigen Bahn. —

Hoch oben erstrahlet im göttlichen Licht,
Am Kreuze der Heiland durchstoßen das Herz,
Vom himmlischen Glücke sein Leiden und spricht,
Vom himmlischen Glücke und seeligem Schmerz.

Wie er sich geopfert, vergossen sein Blut,
Zu retten die Lieben aus ewiger Not;
So sollen die Seinen voll heiligem Mut,
Entsagen und opfern sich bis in den Tod.

Sich selbst zu vergessen, dem Nächsten zur Freud
Vor Mühen und Pflichten nie scheuen zurück,
Die Armut zu lindern, zu trösten im Leid,
Das Herz zu umfassen, ist seliges Glück.

Wohl bitter die Schale, doch süß ist der Kern,
Die Welt ihn verachtet mit spottendem Hohn.
Die dunkelnde Seele, sie jubelt im Herrn,
Sie opfert und erntet glückseligen Lohn.

Sie ziehen durch die Länder, durchschiffen das Meer,
Und kehren mit trauernder Seele zurück;
Sie habens verloren und findens nicht mehr,
Im göttlichen Herzen das himmlische Glück.

F. S.

Das triumphierende Kreuz.

Eine afrikanische Missionsgeschichte.

Einer von den afrikanischen Missionsbischöfen wurde, als er noch einfacher Missionär war, von seinem Bischof in einen entfernten Bezirk geschickt, um zu erforschen, ob dort ein geeigneter Posten zur Anstellung eines Priesters wäre. Er kam an das Ziel seiner Reise fast ohne Geld und ohne Mittel zur Rückkehr. Mit seinem letzten Dollar hatte er sich Wein gekauft, um eine Messe lesen zu können,

— sein höchster und einziger Trost in der peinlichsten Verlassenheit.

Jener Ort war bewohnt; es befanden sich dort Europäer und unter ihnen Franzosen. Er hatte sie in der vaterländischen Sprache gegrüßt, sie aber hatten, weil er ein Priester war, seinen Gruß nicht erwidert. Er schlug nun unter einem Baume seine Wohnung auf, in einiger Entfernung von den Häusern, in denen er keine Herberge fand, und nährte sich ganze Wochen in Ermangelung des Brotes von unbekannten Wurzeln, die er auf's Geratewohl versuchte, und von Schattieren, die er roh verzehrte, da er kein Gerate hatte, sie zu kochen. Härter jedoch, als dieser Mangel, fiel ihm die fortdauernde Härte der Menschen und die Fruchtlosigkeit seiner Bitten durch so lange Zeit. Zuweilen warf ihm ein Bewohner des Dorfes beim Vorübergehen ein Schimpfwort zu und entfernte sich. Niemand wollte ihn anhören, geschweige denn ihm die Hand reichen, nicht einmal ein Greis, nicht einmal ein Kind. Der Gotteshaß dieser Menschen zerriß ihm das Herz und seine Körperkräfte schwanden dahin, erschöpft durch Kummer und Fieber.

Eines Tages sah er einen großen und schönen jungen Mann zu sich kommen, der ihn bei der ersten Ansprache fragte: „Erlauben Sie, haben Sie etwas zu essen?“ Es war ein Priester, den der Bischof ausgesandt hatte, ihn zu suchen. Nun war dieser da, aber zum Sterben vor Müdigkeit und Hunger, und hatte ebenfalls keine Mittel, weder den anderen mitzunehmen, noch die Rückreise anzutreten. Die Armut des Bischofs und die Unkunde des Landes waren die Ursache dieses gänzlichen Mangels. Die Liebe allein war im Stande gewesen, ihn bis jetzt zu erhalten. Er warf sich zur Erde und bat um ein wenig Nahrung.

Der andere bot ihm die Schattiere an, von denen er hauptsächlich lebte, ungeheure Muscheln von grünlichem Ansehen, deren Anblick schon dem Hungerigen Ekel erregte. Er konnte nichts davon kosten, und sein bestürzter Wirt sah nun wohl voraus, daß der Unglückliche Hungers sterben würde. Dieser Gedanke drückte ihn zu Boden.

Wenige Tage darauf lagen die beiden Missionäre auf dem glühend heißen Boden hingestreckt, ganz ausgezehrt durch Fieber und Ungeziefer: „Wir sterben hier, sprachen sie; einer von uns strenge sich noch an, die letzte heilige Messe zu lesen; er soll dann dem andern die heilige Kommunion reichen, und so wollen wir dem Herrn unsere letzte Lobpreisung darbringen.“

Es war das Fest Mariä Himmelfahrt. Sie zogen das Loos, wer die heilige Messe lesen sollte; es traf den, der zuerst gekommen war. Dieser bringt nun, liegend vor dem Altare der Erde, das Opfer dar für seinen sterbenden Mitbruder und für sich selbst. Wohl zwanzig mal mußte er neu anfangen, indem er fast die Hoffnung aufgab, damit zu Ende zu kommen, und diese wahrhaftige Totenmesse dauerte beinahe drei Stunden! Endlich konnte der Totfranke dem Sterbenden die heilige Hostie reichen. Das Opfer war vollendet; der eine Martyrer, der in den letzten Zügen lag, schaute mit inniger Rührung auf den andern, der am Fuße des Altares dahinschmachtete; dieser hingegen erbaute sich an dem unschuldigen Sinn und an dem apostolischen Geiste des jungen Priesters, der mit solcher Gelassenheit am Beginn seiner Laufbahn endete. Mit der letzten Kraftanstrengung legte sich endlich der

Celebrant an die Seite seines Gefährten und so erwarteten sie den Tod.

Und der Tod zögerte nicht. In der Nacht starb der junge Priester. Sein letzter Hauch streifte die Lippen seines Mitbruders, der nur mit großer Anstrengung die Hand über seinen Kopf ausstrecken konnte zum Zeichen des letzten Segens und des letzten Lebens.

Beim Anbruch des Tages gingen einige Reisende an dem Orte vorüber. Sie sahen den Toten und an seiner Seite den Sterbenden. Sie brachten die Nachricht in's Dorf, und als man hier den Vorfall vernommen, ließen sich endlich die harten Herzen erweichen, oder vielmehr der Tod hatte gesiegt und Gott rief den Sieg aus. In großer Anzahl gingen sie hinaus, brachten frisches Wasser und Nahrungsmittel, und der noch lebende Missionär fühlte endlich, wie eine Hand die seinige drückte. Es waren nicht mehr die nämlichen Menschen.

An der Stelle, wo der Altar gewesen, machten sie eine Grube und senkten den sieggekrönten Missionär hinab; dann nahmen sie den Kranken in ihre Arme und hielten ihn über den Rand der Grube, damit er ihn segnen konnte. Sie taten noch mehr. Auf seine Bitten fällten sie einen großen Baum, machten ein Kreuz daraus und pflanzten es auf das Grab. So erschien jetzt das Kreuz und nahm Besitz von seiner neuen Erwerbung.

Gegenwärtig steht dort eine Stadt mit einer Kirche und zählt tausende von Katholiken, die eben so auf das Wort ihres Bischofs hören, als sie seinem Herzen teuer sind, und ihr Bischof ist — jener Missionär, den sie Anfangs so grausam zurückgestoßen hatten. Zu diesem Kreuze geht der Bischof, so oft er kann, und sein Herz frohlockt jedesmal über die wunderbaren Tugungen Gottes. Aber als er einmal am Fuße dieses Kreuzes zu dem Volke sprechen wollte, erstikten die Tränen seine Worte.

Das ist die Art und Weise, wie das Kreuz gepflanzt wird und Wurzel schlägt, wie eine Kirche sproßt und emporwächst, wie eine der Verfinsterung und der Verwilderung verfallene Gegend zu einem Bistum sich umgestaltet. Auf solche Weise greifen Platz die guten Sitten, die Schulen, die Hospitäler, die Wissenschaften; und von solcher Beschaffenheit sind oft die Männer, die von unsern hochmüthigen sogenannten Gelehrten zuweilen mit Hohn und Spott beworfen werden.

Eine Unterredung zwischen Napoleon I. und Papst Pius VII.

Bekanntlich wurde Papst Pius VII. trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit von Savoyen nach Fontainebleau gefangen abgeführt, um die schwersten Leiden in der Gefangenschaft durchzumachen! Napoleon I. wollte, daß der Papst auf den Kirchenstaat gegen eine jährliche Rente Verzicht leiste. „Lieber sterbe ich in der Gefangenschaft, als daß ich mein Gewissen mit einem solchen Verbrechen, mit solcher Treulosigkeit belaste.“ So antwortete Pius. Verdrossen, bei einem Greise, den er in seiner Gewalt hatte, so viel Festigkeit und Mut zu begegnen, und empört, daß es einen Menschen auf Erden gebe, der ihm zu widerstehen wage, schrie Napoleon: „Brechen wir ab, Herr Papst; da Sie meine Freundschaft nicht wollen, sollen Sie die Wirkung meiner Feindschaft spüren.“

„Sire“, erwiderte der Greis, „Ihre Drohungen lege ich zu den Füßen des Gekreuzigten nieder und überlasse Gott die Sorge, meiner Sache sich anzunehmen, welche die Seinige ist; der alte Gott lebt noch.“

„Der alte Gott lebt noch, sagen Sie? Was hoffen Sie denn von ihm?“

„Daß er der Kirche zu Hülfe kommen und sie schützen werde bis an's Ende der Zeiten, wie er es versprochen.“

„Das sind großartige Versprechungen,“ erwiderte Napoleon, sich mehr und mehr erhehend; „wir werden sehen. Ich bin aber weder mit dem Papst noch mit der Kirche dieses alten Gottes zufrieden. Vielleicht gründe ich noch aus eigener Machtvollkommenheit eine Staatsreligion, die nicht den Statthalter Jesu Christi, sondern den Kaiser selbst zum Haupte hat.“

„Sire, Sie überschätzen Ihre Macht.“

„Ich kann alles in Europa,“ sprach zornig der Besieger so vieler Völker, und kann den Eigensinn eines Greises, der sich der Stellvertreter des alten Gottes nennt, nicht brechen! So möge denn der Unbeugsame in unserer Gefangenschaft sterben.“

„Bedenken Sie wohl, mein Fürst,“ sprach der erhabene Gefangene, „alle Verfolger sind zu Grunde gegangen, die Kirche aber besteht. Sie verfolgen die Kirche und halten mich gefangen, aber ich lebe trotz all meiner Schmerzen und Leiden. Ich lebe, um dereinst zu sehen, wie die Hand des alten Gottes Sie ereilt. Ist Ihr Maß voll, so werden Sie das Los der Verfolger teilen.“

Nie hatte Napoleon solche Worte vernommen. Ermüdet ließ sich der Papst auf seinem Lehnstuhl nieder, indes der Beherrscher Europas, rot vor Zorn, das Zimmer mit den Worten verließ: „Der alte Gott zerschmettert nur Toren; gegen den Kaiser

vermag er nichts. Sie aber, Herr Papst, werden meinen Zorn fühlen.“

Auf St. Helena erinnerte sich der Gefangene Napoleon jener Szene von Fontainebleau, und zu Graf Joseph de Bethel, der mit ihm auf St. Helena war und auch jener Besprechung auf Fontainebleau



Die am 7. April mit dem Ehrw. Br. Edmund Klipper von Köln a. Rh. nach Mariamhill abgereisten Postulanten, von links nach rechts: Stehende Reihe: 1. Jos. Witz, Kaufm. 2. E. Gödel, Kaufm. 3. A. Tremel, stud. phil. 4. Leop. Oberst, Landwirt. 5. Jos. Schneidgen, Schreiner. Sitzende Reihe: 1. Fr. H. Leher. 2. Dr. Edmund. 3. H. Penning, stud. phil.

beigewohnt hatte, sprach er die denkwürdigen Worte: „Wahrlich, mein lieber Freund, der alte Gott lebt, um die Unterdrücker desjenigen zu zerschmettern, der hier auf Erden seine Stelle vertritt. O könnte ich doch all denen, welche eine Machtstellung auf Erden einnehmen, zurufen: „Achtet den Stellvertreter Jesu Christi! Bekämpfet nicht den

Papst, unterdrückt ihn nicht! Tut Ihr es doch, so werdet Ihr von der rächenden Hand Gottes erdrückt werden, der selber den Thron des heiligen Petrus beschützt.“

Joseph de Kethel erreichte ein hohes Alter. Als Napoleon III. im Jahre 1864 sich verpflichtete, die französischen Truppen aus Rom zurückzuziehen und Pius IX. sich selbst zu überlassen, eilte de Kethel zum Kaiser und beschwor ihn, Pius IX. nicht seinen Feinden preiszugeben. Graf Joseph de Kethel erinnerte den Kaiser an die soeben erzählte Szene auf Fontainebleau und Napoleon I. Geständnis auf St. Helena.

„Das ist freilich merkwürdig“, war die Antwort Napoleons, „der Zufall hat wirklich den Worten des Papstes eine gewisse Wahrscheinlichkeit verliehen.“

De Kethel sah ein, daß weitere Vorstellungen nutzlos seien; er schloß mit den Worten: „Wenn Frankreich es zuläßt, daß Pius IX. beraubt, der Will für seiner Feinde überliefert und in Gefangenschaft gehalten wird, dann werden auf's Neue fremde Nationen Frankreich verwüsten und Ew. Majestät werden das Los ihres Onkels teilen.“

Der Kaiser hatte keine andere Antwort als: „Genug, ich danke Ihnen für Ihre Warnungen.“

Am 2. September 1870 übergab Napoleon III. auf Bellevue bei Sedan dem König von Preußen seinen Degen. Darauf soll er gesagt haben: „Die Warnung meines Onkels geht in Erfüllung: greift den Papst nicht an und unterdrückt ihn nicht, sonst werdet Ihr von der rechten Hand des Gottes erdrückt, welcher den Thron Petri beschützt. Mein Schicksal ist ein neuer Beweis für diese Wahrheit.“

Kaiser Paul und sein Offizier.

Wie in allen großen Städten, so galt auch in Petersburg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Polizeigesetz, daß man auf den Straßen nicht so rasch fahren soll. Kaiser Paul hatte diesen Befehl von neuem einschränken lassen, weil kurz zuvor einige Personen überfahren worden waren. Eines Nachmittags fuhr der Monarch in einem leichten Wagen über den Isaakspk. In der Ferne sah er einen Offizier, der auf einer einspännigen Britzke selbst kutschierte, in gestrecktem Trab über den Pk. fahren. Der Unmut überwallte den Kaiser; er befahl dem Kutscher, den Offizier einzuholen.

Als der letztere jedoch den Kaiser hinter sich herkommen sah, wollte er ihm ausbiegen und fuhr nach der blauen Brücke. Der Monarch folgte ihm. Er lenkte rechts in die Maski-Perspektive; der Kaiser hinter ihm drein. Jetzt erst merkte der Offizier, daß es auf ihn gemünzt sei. Er ahnte nichts Gutes, und ohne eigentlich zu wissen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen hatte, suchte er derselben möglichst zu entgehen und ließ nun seinen flinkhufigen Kosaken nach Möglichkeit ausgreifen.

Je schärfer er zufuhr, desto schneller folgte ihm der Kaiser; er war nur noch dreißig Schritte hinter ihm. Eine panische Furcht überfiel den Offizier.

Erreichte ihn der Kaiser, so glaubte er sich verloren.

Jetzt galt es sein Glück, sein Leben! Auf seinen Kosaken konnte er sich indessen verlassen; dem

Renner die Zügel lassend, jagte er die meilenlange Straße wie ein Rasender hinab.

Alles, Menschen und Wagen wichen auf die Seite. Die leichten Räder flogen wie Windeswirbel über das funkenprühende Pflaster; des Kaisers Wagen war dicht hinter ihm. Der Verfolgte schrie auf das Pferd ein und gab ihm jetzt den ersten Hieb.

Nun aber flog das Roß gleichsam durch die Luft mit dem Wägelchen. In wenigen Minuten war er dem Kaiser aus dem Gesicht verschwunden.

Langsam fuhr der Leutnant durch das Tor und eilte noch eine große Strecke auf dem Wege nach Strebna weiter.

Als der Kaiser sah, daß er den Flüchtling nicht erreichen konnte, wendete er sich äußerst übelgelaunt um, ließ augenblicklich den Generalmarisch schlagen und gab den Befehl, daß der Offizier, der auf dem Sammelplatz seines Regiments fehlen würde, arretiert und morgen früh um zehn Uhr ihm vorgeführt werden sollte.

Bei sämtlichen Regimentern der Residenz fehlten siebenundzwanzig Offiziere. Sie waren im Augenblicke des Lärmeschlagens außerhalb der Stadt gewesen und wurden, sowie sie an das Tor kamen, arretiert und dem Monarchen am anderen Morgen im Winterpalast vorgestellt. Unser Flüchtling stand mitten unter ihnen.

Der Kaiser trat in den Parolesaal, sein Blick war düster, und selbst der Unerfrodenste mußte zittern, wenn er diesem unumschränkten Monarchen im Augenblick der Verstimmung ins Auge sah.

Der Kaiser ging die Reihe der Offiziere langsam durch. Er musterte, ohne ein Wort zu sprechen, jeden genau, erkannte aber den Gesuchten nicht wieder. Noch verstimmt durch das Fehlschlagen dieses Versuches stellte er sich vor die Front der Vorgeforderten und hob in strengem Tone an:

„Es ist einer unter euch, der gestern meinen gerechten Unwillen erregt hat. Ich habe verboten, auf den Straßen rasch zu fahren. Dieser eine jagt, meinem kaiserlichen Befehle zum Trotz, wie ein Besessener durch die Stadt, zum Tore hinaus! Ich lasse die Regimenter sich versammeln, um zu sehen, wer der Fehlende ist, und es fehlen siebenundzwanzig. Siebenundzwanzig Offiziere einer Garnison sind nicht auf ihrem Plaze! Ich will ein Exempel statuieren, das den Offizieren meiner Petersburger Regimenter gewiß im Andenken bleiben soll: Ihr alle sollt bis auf weiteres nach Sibirien! Die Ribitten stehen schon zu eurem Transport bereit! Marsch!“

Die ganze Front stand vor Schreck wie eingewurzelt.

Da trat ein junger, schlanker Mann aus der Reihe, legte die Hand auf die klopfende Brust und beugte sich vor dem Monarchen.

„Euer Majestät Unnade“, sagte er mit bebender Stimme, „falle auf mich, auf mich allein; meine Kameraden sind schuldlos! Bis jetzt war es noch keinem Offizier untersagt, in dienstfreien Stunden außerhalb der Linien der Stadt zu sein. Ich allein bin der schuldige Teil.“ Mehr konnte der junge Mann nicht sprechen, er hatte keinen Atem, keine Lust mehr in der gepreßten Brust. Durch seinen Körper flog ein leises Zittern, das Blut wich ihm aus dem Gesicht.

Der Kaiser maß ihn von oben bis unten; im weiten Saale herrschte eine Totenstille.

Nach einer langen Pause fragte der Kaiser: „Wer bist du?“

„Ich heiße Zwan...“, war die Antwort. Der Kaiser schwieg wieder eine Weile; sein Blick ruhte auf dem schönen, jungen Manne. Endlich fragte er:

„Wo hast du den Kosaken her?“ „Von meinem Vater; er hat ihn selbst groß gezogen und ihn mir geschenkt.“

„Dein Vater“, hob der Monarch lächelnd an, und legte die Hand auf die Schulter des Leutnants, „dein Vater hat einen sehr braven Kosaken erzogen, aber einen noch braveren Sohn! Du scheuest meinen Zorn nicht, du vertheidigst deine Kameraden, das ist brav, sehr brav! Um deinetwillen erlasse ich deinen Kameraden die Strafe. Zwan, was willst du für deinen Kosaken?“

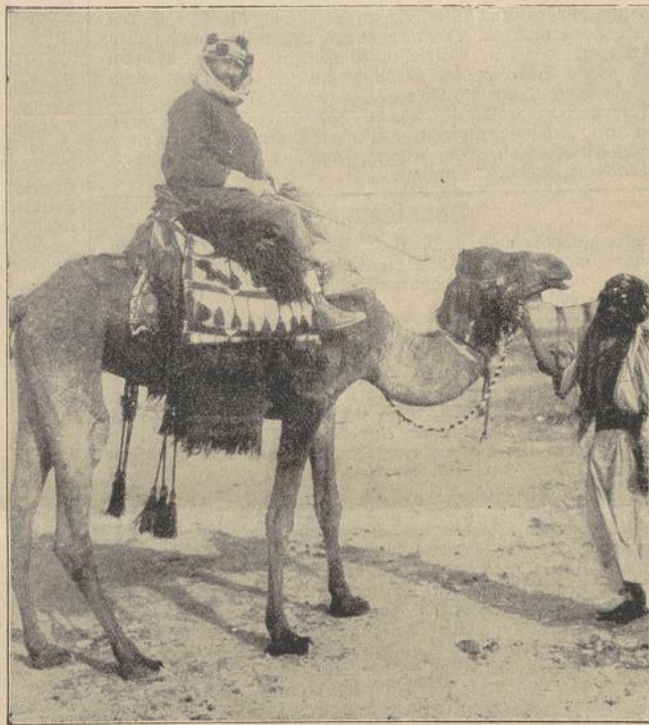
„Mein Kaiser!“ rief der junge Mann, von der Güte des Monarchen tief gerührt, aus und sank zu seinen Füßen nieder, „das Pferd hat mir das Teuerste meines Lebens, Euer Majestät Gnade gerettet! Für diesen hohen Preis gehört es Eurer Majestät!“

„Steh auf, Major! Von einem Leutnant nimmt ein Zar kein Geschenk an! Ich danke dir für das Pferd!“

Wenn der Kaiser gab, gab er kaiserlich. Nach diesem Maßstabe war die Equipierung des neuen Majors eingerichtet, die ihm der Monarch am folgenden Tage schenkte.

Afrikanische Erziehungskunst. Ueber die drastischen Erziehungsmittel, die die Eingeborenen in manchen Distrikten des französischen Kongogebietes gegenüber ihren Kindern anzuwenden pflegen, macht die „Bibliothèque Universelle et Revue Suisse“ einige interessante Mitteilungen. Die Erziehungsmethode der Neger ist dort eine wahre Pädagogik der Tat; Worte oder Schläge werden kaum angewandt: man bedient sich anderer Mittel, um den jungen Gemüthern einzuschärfen, was sie unterlassen sollen. Wenn ein kleines Kind zum Beispiel entgegen dem ausdrücklichen Verbot der Eltern, doch zum Flusse hinabschleicht, um zu spielen, so kommt es nicht zu Vorwürfen; behutsam schleicht die Mutter dem Kleinen nach, und ohne ein Wort zu sagen, stößt sie ihn in die Wellen und drückt den Kopf des ungehorsamen Sprößlings so lange unter das Wasser, bis das Kind nahe daran ist, zu ersticken. Dann zieht sie den Kleinen heraus, und erläutert ihm, wie diese Gefahr, zu ersticken, immer lauend im Flusse liegen und daß Kinder darum nie allein zum Flusse gehen dürfen, da nicht immer die Mutter gerade hinzukommt, den Ertrinkenden zu retten. Wenn ein Kind in der Hütte gekochte Bananen nascht, die bei den Eingeborenen als der höchste Leckerbissen gelten, so macht sich die Mutter ohne ein Wort der Erklärung ans Werk, dem kleinen Feinschmecker einen Riesenteufel gekochten Bananenbreies zuzubereiten. Dann stellt sie den ganzen Topf dem Kinde hin und fordert es auf, nach Herzenslust zu essen. Der Kleine

läßt sich das gewöhnlich nicht zweimal sagen, behaglich schmunzelnd beginnt er das Mahl; aber schließlich kommt der Augenblick, wo sein Appetit gestillt ist und er aufhören will zu essen. Aber nun besteht die Mutter darauf, daß der Kleine weiter esse. Dabei gibt es keine Nachsicht und keine Gnade. Wenn der Junge nicht mehr kann, setzt die energische Nachhilfe der Mutter ein und dieser pädagogische Schmaus endet erst dann, wenn die Eltern sehen, daß die Ueberfütterung gefährlich wird. Auf diese Art wird den Kindern eingeprägt, daß das Naschen seine Schattenseiten haben kann. Ist das Kind sehr weinerlicher



Der ermordete Deutsche, Hermann Burchardt.

In Yemen bei Moka (Kleinasien) wurde der deutsche Forscherreisende und Orientalist Hermann Burchardt, der seit 17 Jahren Westasien bereist, zusammen mit seinem Begleiter, dem italienischen Konsul Benzoni, von fanatischen Eingeborenen ermordet. Die Türkei hat bereits Schritte unternommen, um die Mörder zu fassen und sie empfindlich zu strafen.

Natur und vergießt ohne Grund Tränen, so geht die Mutter in den Wald und sammelt einen gehörigen Busch eines Krautes, das unserer Brennessel verwandt ist. Damit reibt sie den Körper des kleinen Melancholikers energisch ein und erklärt ihm dann ganz ruhig: „Also nun weine los, jetzt hast Du wenigstens einen Grund!“

Angelus.

Leise zieht mit Wehmutschwüngen
Durchs Gemüt der Sehnsucht Sang,
Wenn im fernen Holz im Dämmern
Höre ich der Glocke Klang.

Abe läutet in den Höhen,
Abe zittert in dem Herz,
Und es steigt aus meinem Busen
„Angelus“ es himmelwärts.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Kreuzau, Bevelinghoven, Milchenbach, Aachen, Düsseldorf, Kärlich, Kevelaer, Emmerich, Kreenmacher, Herbsthal, Viesem, Irrel, Gelsenkirchen, Aldehoven, Schlebusch, Bellingen, Jengraben, Schlebusch, Westbevern, Rheurdt, Warburg, Niederichelden, Düsseldorf-Kath., Klein-Rachten, Lippstadt, Lutter, Salzkotten, Vorbeck, Overath, Ensborn, Bochum, Wessum, Saktan, Ruhrort, Eilendorf, Remscheid, Essen, Kommerstkirchen, Frauwillersheim, Affeln, Bettenfeld, Schuntenhof, N.-Dollendorf, Abenden, Geldern, Eichenheid, Würfel, Cidel, Clotten, Wigerath, Cornelinshuser, Greven, Kildhoven, Mehren, Dennerhof, Heppingen, Erierweiler, Montjoie, Griesborn, Albxen, Holzheim, Steinhäusen, Heilsberg, Grevenbroich, Solingen, Werl, Belmede, Neuenkirchen, Licht, Hülhoben, Ningen, Nippes Winden, Keshingen, Steinheim, Alcalear, Wallen, Werl, Hehrath, Buir, Twisteden, Brand, Wiesmühl, Dorfprozelten, Hettingen, Reichstett, Waldbassen, Balschweiler, Bercha, Kempen, Fehrenbach, Stadtprozelten, Neissenhausen, Schmachtenberg, Geisa, Grendelbruch, Teuerling, Biburg, Oberseebach, Assamstadt, Landau, Obergrombach, Waldbach, Thann, Mittelschenbach, Theilheim, Berching, Nellingen, Nippenberg, Essendorf Niederaichau, Wagschurt, Oberaichfeld, Ohlungen, Lindenberg, Frankfurt a. M., Straßburg, Oberseebach, Kleinförs, Kenzingen.

Dankfagungen

sind eingegangen aus: J. M. B. K., Waldshut, Frank Orthmount, Dope, Kani., Nippenberg, N. N., Gotsau, B. K., Jakobenz, Butowina, M. P., Domeschau. Ein Pfarrer dankt für Erhöhung in einem wichtigen Anliegen.

Gebets-Empfehlungen.

Bekehrung eines Bruders in Amerika. Gottes Segen, Glück und Frieden kinderlosen Ehepaars. Um Glück und Segen in Haus und Stall. Um Gesundheit und guten Geschäftsgang. Ein Sohn in der Fremde. Ein krankes, einziges Kind. Um eine glückliche Standeswahl. Um Heilung eines Nervenleidens. Ein Kind mit schwerem Augenleiden. Ein Mann, damit er die hiesige Pflicht erfüllt. Ein stummtes, blödsinniges Kind. Eine kranke Kloster-Deerin. Mehrere verschiedene Anliegen, 24mal. Eine Mutter um Gesundheit, 5mal. Auf Abwege geratene Söhne und Töchter, 5mal. Aufhebung eines unglückl. Verhältnisses, 5mal. Um Familienlegen. Gute Kindererziehung, 10mal. Ein 13jähriger Knabe. Mehrere Töchter, damit sie ihr Unrecht einsehen. Trunksüchtige, 6mal. Um guten Hausverkauf, 6mal. Schwer bedrängte Familien. Ein blindes Mädchen. Um eine gute Herrschaft. Um festen lebendigen Glauben, 15mal. Bedrängter Pfarrer. Gute Wohnung, 4mal. Kranke Kinder, 6mal. Gute Stellung und Geschäft. Gute Berufswahl. Geistesranke. Beinleidende, 4mal. Mehrere Prozesse, 10mal. Glückl. Bekehrung von Bürgerschaft. Glückl. Entbindung, 11mal. Glückl. Sterbestunde, 6mal. Eine Frau mit unmündigen Kindern in schwerem Anliegen. Eine Jungfrau in schwerem Anliegen. Großes Seelenleiden. Um glückl. Entschluß in Berufswahl. Glückl. Pilgerfahrt. Glückl. Studien. Testament-Angelegenheit. Friede unter Geschwister. Besetzung einer Pfarrei. Um Gesundheit, Glück und Segen. Wiedergewinnung eines jungen Brüderpaars für den kathol. Glauben. Ein plötzlicher Todesfall. Verstoßte Sünden. Um Sinnesänderung. Verhütung von Unglücksfällen. Um Gelegenheit zu guten Exerzitien. Ein leichtsinniger Vater. Besonderes Anliegen zum hl. Antonius. Ein chronisches Leiden, 2mal. Bekehrung eines Sünders, 3mal. Eine kranke Fördererin. Vermögensangelegenheiten. Mehrere schwere Anliegen, 6mal. Um würdige erste hl. Kommunion. Um Beharrlichkeit. Glückl. Berufswahl, 5mal. Kranker Familienvater. Glaubenslose Frau. Drei kranke Wohltäterinnen. Kranke Ordensschwester. Halskranke Frau und Kind. Um Wiedererlangung verlorener Nerven und Gedächtniskraft.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Neßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Duvel, Wessobrunn. Maria Kiebeth, Breslau. Katharina Neß, Pfullendorf. Katharina Lipp, München. Kreszenzia Kiefer, Stuttgart. Gotthard Gehrig, Glashofen. Agatha Balles, Hauen. Paulina Verlich, Genoveva Keller und Karolina Wehinger, Geisingen. Anton Holzmüller, Rimenthal. Maria Franziska Müller.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Karl Jahn, Rasdorf. Sophie Jänd, Balgach. Witwe Eberle-Fürer, Bernhardzell. Maria Nollburga Frey, Bettingen. Herr Bender, Basel. Theresia Euter, Unzern. Lorenz Buchs im Rang bei Jaun. Heinrich Moritz, Born, Luzernburg. Elisabeth Giska, Masael Meier, Johann Nicks, Michael Aachen, Josef Teley, sämtliche von Dubuque, Iowa. Alex. Schulte, St. Helena, Nebr. Rev. Father Friedmann, Carroll, Iowa. Anna Höfner, St. Cloud, Minn. Adam Steffes, Carroll, Iowa. Alex. Dapthaus, Fowler, Indiana. Maria Ostermann, Sigourney, Iowa. Frank Schmidt, Kansas City, Mo. Grace L. Fischer, Buffalo, N.-Y. Johann Braun, Schwarzenfeld. Karl Scherbauer, Aural, Fendelsbach. Josefa Mayer, Gottmannshofen. Mathilde Seblach, Kattowitz. August Seifert, Breslau. Mathilde Klesse, Schweidnitz. Kath. Raupp, Straßburg. Marius Hoos, Kunigunde Pfanzner und Kunigunde Dorichner, Kobheim. Franziska Scheurer, Regensburg. Karl Kochert, Wingen. Anna Etichel, Zinnenstadt. Johann Weller, Kersbach. Stefan Georg Hübner, Wittenberg. Pfarrer Hall, Pepinville. Pfarrer Alois Bauer, Untermünsterthal. Kath. Neuberth, Obergrombach. Amalie Leibinger, Wühlheim a. d. Donau. Familie Eimannski. Josef Döll, Frankentbrunn. Johann Josef Wiegand, Rasdorf. Christina Schütz, Scheida. Johanna Huber, Bilsbierg. Kunigunde Dressel, Kersbach. Mag. Ernst, Witterda. Gustav Michels, Köln. Hermann Jof. Manel. Anton Edmann. Johann Wilms. Friederika Buchhoff. Gubula Blingen. Nikolaus Scheiern. Karolina Korfer-Wülhof. Gertrud Grass. Anna Eva Konzen. Margarete Henjelsch. Johann Wiggmann. Wilhelm Schmüding. Maria August Friederika Dettreich. Maria Breuer. Bernard Dattchen. E. Bertrand. Robert Pfohl, St. Pilt. Joh. Eusebius Steiner, Burgberg. Rosina Waldbach und Simon Vorwallner, Gerachkirchen. Michael Bader, Forst. Theresie Hauber, Kalzhofen. Maria Fuchs, Strengberg. Veronika Gracova, Holleschau. Maria Höfl, Färchenfeld. Mathias Zagerbauer, Linz. J. Josef Frlwirth, infalliert Propst, Graz. Notburga Kirbiser, Graz. Katharina Beer, Breitenberg. Susanna Trotberger und Josef Prinz, Schors. Anna Wrieler, Sarntheim. Josef Reich, Desselbrunn. Franz Windermann, Klosterneuburg. Theres Rosdoff, Altheimberg. P. Adolf Breuer, Wihering. Theresia Strasser, Pram. Franz Klingler, Bertisau. Maria Bläml, Rammingstein. Franziska Schaffner, Dehlarn. Johann Hollersbacher, Weiz. Vater Pohl, Sautens. Julius Rosenprung, Domeschau. Friedrich Hugelmann, Prag. Theresia Koltr, Klagenfurt. Johanna Haas und Anna Euppan, Gnas. Maria Pfeifferer, Laibach. Elisabeth Ellmann, St. Joh. a. Gölsee. Maria Schleier, Thantetten. Anna Jordan, Sternberg. Magdalena Biegler und Mathias Rainer, Stainz. Leonard Etlp, Maria-Ratschitz. Josefa Jansbauer, St. Georgen. Heilf. Rat Anton Brunnmajr, Schlögl. Math. Bichler, Pfarrer, Hollenel. Josef Thaler, Hopfgarten. Rosalia Baumgart, Gzilberel. Johann Müller, Wjens. Nikolaus Breitenberger, St. Nikolaus Alten. Anna Maria Rohatich, Bräunau. E. Bertrand. Frau Ferdinand Hopplshäuser. Anna Maria Krag. Frau Haniball. Margaretha Eich. Gertrud Scheidweiler. Theresie Blankart. Jakob Jentzens. Anton Bevering. Ww. Kath. Roden. Margaretha Ritter. Hermann Schürmann. Maria Ries-Weisgerber. Christina Brümglingshausen. Amalia Landweber, Mergentheim. Cäcilia Kehler, Nürnberg. Pfr. Glaser, Tiefenpöls. Josef Bitterlin, Hardheim. Lorenz Kupfer, Poppendorf. Kunigunde Saam, Geroldsbach.

An unsere Abonnenten in der Schweiz.

Kurz vor Schluß dieser Nummer lief die traurige Nachricht ein, daß der Hochw. Herr Pfarrhelfer Fr. A. Käppler zu Uttinghausen am Feste Christi Himmelfahrt während einer Prozession, als er gerade den Segen mit dem Allerheiligsten erteilen wollte, vom Schläge gerührt wurde und auf der Stelle als Leiche mit dem Allerheiligsten auf der Brust zusammenbrach. Bekanntlich hat der Verbliebene in früheren Jahren unserer Vertretung in Uttinghausen durch seine tätige Mithilfe in Erledigung der laufenden Korrespondenz und Expedition unserer Drucksachen wesentliche Dienste geleistet. Wir empfehlen den Dahingeschiedenen in besonderer Weise dem Gebete unserer Missionsfreunde. R. I. P.

Die nächste gemeinschaftliche Abreise der Postulanten nach Mariannhill wird voraussichtlich anfangs September stattfinden.